№ 43. IV. Jahrgang.

Breslauer Sonntagsblatt

Illustrirte Schlesische Wochenschrift.

Abonnements nehmen außer der Expedition in Breslau alle Buchhandlungen und Postanstalten des Deutschen Reiches entgegen.

Ausgegeben am 26. Juli.

Der Jahrgang läuft vom 1. October 1884 bis dahin 1885.

Abonnements-Preis bei allen Buchhandlungen ℳ 1.— pro Quartal, bei sämmtlichen Postanstalten ℳ 1,20 pro Quartal. Preis der einzelnen Nummer 10 Pfg.

Wessen Schuld?

Roman aus der Gegenwart von **O. Elster.**

(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.
Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Eberhard hatte kaum etwas gewußt von dieser Tante, welche als alte Jungfer in einem adeligen Fräuleinstift irgendwo in der Mark Brandenburg in der tiefsten Einsamkeit gelebt hatte. Nie zu ihren Lebzeiten hatte sie sich um den Neffen gekümmert. Auf's Aeußerste sparsam, fast geizig zu nennen, hatte sie ein großes Vermögen zusammengescharrt, welches jetzt den verschiedenen Neffen und Nichten nur deshalb nicht entzogen wurde, weil die alte Dame aus Furcht und Abscheu, an ihr Ende gemahnt zu werden, versäumt hatte ein Testament zu machen. So war sie vom Tode überrascht worden, ehe sie Zeit gehabt, den Plan, ihr Vermögen milden Stiftungen zu vermachen, auszuführen.

Als Eberhard die amtliche Nachricht von dieser Erbschaft erhielt, lachte er, nachdem er sich von der ersten Ueberraschung erholt, bitter auf.

„So spielt das Geschick mit mir!" rief er. „Jetzt macht es mich fast zum wohlhabenden Mann, nachdem es mir Alles genommen, wodurch mein Leben Werth erhalten konnte! Hätte ich dies elende Geld einige Jahre früher mein eigen genannt, wie ganz anders würde sich mein Leben gestaltet haben! Jetzt ist es mir nutzlos. Doch nein, es soll mir helfen mich frei zu machen von diesen untröstlichen Fesseln einer Stellung. Frei will ich wieder sein! Freiheit ist das einzige Gut, welches mir im Leben noch geblieben —"

Mit Eile ging er an die Ausführung seines Planes, und hierbei war ihm der praktische, nüchterne Verstand des Circusreiters insofern nützlich, als er dem Freunde rieth, auf seine Pensionirung anzutragen und nicht einfach seinen Abschied ohne Pension zu fordern.

So meldete sich Eberhard denn zuerst krank; sodann mußte er das Attest eines Arztes beibringen, in dem es hieß, daß er, Eberhard, das anhaltende Arbeiten im Bureau nicht vertragen könne, da sein Nervensystem zu angegriffen sei.

Eberhards Chef und der Minister schüttelten allerdings ungläubig die Köpfe, als sie aber von der Erbschaft hörten, verstanden sie die Handlungsweise ihres Untergebenen sehr wohl und befürworteten die Pensionirung Eberhards mit Anrechnung seiner Dienstjahre beim Militär. So kam es, daß Eberhard nach kurzer Zeit mit Pension verabschiedet wurde.

„Man kann nie wissen, wozu selbst eine solche Pension gut ist," sprach bedächtig der Circusreiter. „Ich versichere Sie, Ellern, daß ich oft in Lagen gewesen bin, wo mir jenes Geld als ein Vermögen vorgekommen wäre. Doch nun keine Zeit verloren! Den 1. October läuft mein und Miß Leafys Engagement hier ab. Wir reisen dann nach London, Sie begleiten uns natürlich! Es wird ein herrliches Leben!"

„Du bist ein Prachtmensch," rief jubelnd Miß Leafy und fiel dem Freund um den Hals, ihn herzhaft küssend. „Jetzt hab ich Dich noch einmal so gern!"

So war denn der Bund geschlossen und in den ersten Tagen des Monats October reiste die kleine Gesellschaft nach London ab.

Zu derselben Zeit war es, als im Hotel de Rome, Unter den Linden, telegraphisch einige Zimmer für eine Dame mit ihrer Kammerfrau bestellt wurden. Die Dame nannte sich Frau Margarethe Vollmer.

Margarethens Ehe mit dem Grafen Winnigsen war geschieden. Alle Welt lobte den Entschluß des Grafen und noch mehr seine Großmuth Margarethen gegenüber, der er die Villa am Lago Maggiore und ein bedeutendes Vermögen verschrieben. Noch freundlicher wie bisher ward der Graf von der Gesellschaft und besonders vom Hofe behandelt, ja man sprach sogar davon, daß Graf Bruno in der nächsten Zeit eine hochadlige Dame aus der Umgebung der Monarchin heirathen und dann in der Diplomatie Verwendung finden würde.

Wenn auch das Letztere noch nicht eingetreten war, so hatte sich doch das erste Gerücht bewahrheitet. Graf Bruno hatte sich mit der Comtesse Alcyra von Derenthal verlobt und es wurden für den nächsten Frühling die Vorbereitungen zur Hochzeit getroffen.

In der Heimath, bei der Familie des würdigen Herrn Gerichtsschreibers rief Anfangs die Nachricht von der Scheidung Margarethens einen Sturm von Entrüstung hervor.

„Da haben wir es!" kreischte Frau Adelheid. „Das dumme Ding hat gewiß wieder mit dem alten Schatz angefangen und der Herr Graf ist hinter ihre Schliche gekommen. Wie kann man aber auch nur so thöricht sein und einem Weibsbild Glauben und Vertrauen schenken, das nicht einmal

gegen ihre Eltern so viel Ehrfurcht besitzt, sie einmal zu sich einzuladen. Ich hab's immer gesagt, daß es so kommen würde."

Als jedoch bekannt ward, wie Margarethe trotz ihrer Scheidung noch eine reiche Frau bleiben würde, da schlug die Stimmung plötzlich zu Gunsten der Tochter um. Der würdige Gerichtsschreiber schmunzelte behaglich, wagte aber seinen Gedanken keinen lauten Ausdruck zu geben; Frau Adelheid scheute sich jedoch nicht, dieselben auszusprechen. Sie war eben ein zu offener Charakter.

„Wenn sie nur nicht wieder heirathet," sagte sie und rieb sich die dürren Hände. „Sie paßt nicht für die Ehe, sie muß ledig bleiben. Du aber, Mann, setze Dich sofort hin und schreibe einmal einen liebenswürdigen Brief, obgleich es Dir schwer genug ankommen wird. Du kannst ja auch einfließen lassen, ob es ihr nicht angenehm wäre, eines unserer Kinder zu sich zu nehmen. Es muß doch recht einsam für sie auf dem Schlosse sein." —

Eines der Kinder ihrer Stiefmutter zu sich zu nehmen, welche sich gerade nicht durch Wohlerzogenheit auszeichneten, dazu konnte sich Margarethe allerdings nicht verstehen; sie erwiderte jedoch die Briefe ihrer Verwandten in der freundlichsten Weise und machte den Kindern, welche allmälig herangewachsen waren, prächtige Geschenke.

Im Uebrigen lebte sie still und zurückgezogen auf ihrer Villa. Ihre alten Studien suchte sie wieder hervor; den armen Fischern am Gestade des Sees war sie eine gütige Wohlthäterin und allmälig wirkte die sie umgebende Ruhe in der herrlichen Natur so wohlthätig auf sie ein, daß Geist und Körper gesunden zu wollen schienen. Oftmals dachte sie wohl daran, ob sie es nicht versuchen sollte, das längst zerrissene Band der Jugendliebe wieder anzuknüpfen, aber eine innere Scheu, eine unbezwingliche Scham hielt sie zurück, wenn sie schon die Feder zu einem Briefe an den alten Freund angesetzt hatte. Aber so ganz und gar wollte sie denselben doch nicht aus den Augen verlieren und so hatte sie den Rittmeister gebeten, ihr von Zeit zu Zeit Nachricht über seinen Freund zukommen zu lassen.

Ein Brief des Rittmeisters war es gewesen, welcher sie aus ihrer Ruhe aufgeschreckt und sie bewogen hatte, nach Berlin zu reisen. Der Brief lautete:

„Meine gnädigste Frau!

Es ist lange Zeit her, daß ich Ihnen keine Nachricht gegeben. Jetzt zwingt mich ein Ereigniß dazu, welches mich tief betrübt hat und gewiß auch Ihnen sehr schmerzlich sein wird. Um es mit kurzen Worten zu sagen, unser gemeinsamer Freund steht im Begriff, sich einer leichfertigen Person wegen zu ruiniren. Gewiß ist es, daß sein Herz, seine tieferen Gefühle bei diesem Verhältnisse nicht betheiligt sind, aber in jener Stimmung einer verbitterten Weltanschauung und Lebensauffassung, von der ich Ihnen schon schrieb, ist es nur zu leicht, in die Schlingen einer schlauen und schönen Kokette zu fallen, noch dazu wenn eine schlechte, demoralisirende Gesellschaft seine fortwährende Umgebung bildet.

Ich habe vergeblich versucht, Eberhard von diesem Wege zurückzubringen, er hat mich jedesmal ausgelacht. Dies Lachen schnitt mir durch die Seele, so bitter höhnisch, so verachtungsvoll, so hoffnungslos klang es. Kommen Sie, Frau Gräfin, Sie allein sind im Stande unsern Freund zu retten. Ich werde die Ehre haben, Sie hier zu sehen, und Ihnen Alles Nähere mittheilen.

Mit ausgezeichneter Hochachtung Ihr

Julius von N. N.
Rittmeister."

Gleich einem glühenden Schwerte senkten sich diese Worte marternd in die Seele Margarethens.

„Du hast ihn zu Grunde gerichtet!" so rief es wehklagend in ihr. „Deine Pflicht war es, als Du frei warst, an seine Seite zu eilen und ihn zu beschützen vor Irrthum und Schuld. Du — Dein Betragen ist es gewesen, das diese Bitterkeit, diese Hoffnungslosigkeit in seine Seele gelegt, durch welche er jetzt zu Grunde geht. Rasch, ehe es zu spät, eile jetzt wenigstens zu ihm!"

Die edle Frau nahm alle Schuld auf sich; sie dachte nicht daran, wie die Welt sie gequält, nicht daran, welches Opfer sie gebracht, nicht daran, daß sie stets nur sein Wohl, sein Bestes im Auge gehabt! „Mein ist die Schuld," sprach sie weinend, „meine Aufgabe ist es auch, ihn wieder glücklich und gut zu machen. O hätte ich doch alle Bedenken bei Seite gelassen! Wäre ich doch zu ihm geeilt, als ich frei war! Hätte er mich auch Anfangs zurückgestoßen, auf meinen Knieen hätte ich ihn um Vergebung gefleht, und sein edles Herz würde mir verziehen haben, er würde mich emporgehoben haben an sein Herz und Alles — Alles wäre gut geworden! O über die elenden Bedenken, wenn man sich bewußt ist, eine gute That zu vollbringen! Wie viele Herzen haben solche Bedenken schon gebrochen, wie manches Lebensglück vernichtet!" —

Mit fiebernder Hast traf Margarethe dann die Vorbereitungen zur Reise. Auf eine lange Abwesenheit richtete sie sich ein. Ihre Dienerschaft entließ sie, bis auf die sie begleitende Kammerfrau und den alten Gärtner mit seiner Frau, welche die Villa zu beaufsichtigen hatten. An den Rittmeister telegraphirte sie und bat ihn, wenn es ihm irgend möglich, sie gleich nach ihrer Ankunft in der Hauptstadt aufzusuchen. Dann reiste sie ab nach dem Norden — mit welch anderem Gefühl, als vor einigen Jahren! Die edle Aufgabe, eine verlorene Seele zu retten, beschäftigte jetzt ihre Seele; — damals ging sie verzweiflungsvoll, um an der Seite eines ungeliebten und gleichgiltigen Gatten ein freudenloses Dasein zu führen.

Der brave Rittmeister hielt Wort — brannte ihm ein geheimer Vorwurf auf der Seele? — schon am Tage nach Margarethens Ankunft ließ er sich bei ihr melden. Aufgeregt ging ihm diese entgegen und — wußte Alles! Mit gesenktem Haupte, wie zu seinen elegischen Premierlieutenantszeiten, stand der Rittmeister vor ihr, die Augen zu Boden geschlagen, die Mütze in den Händen hin- und herwendend.

„Sprechen Sie, Herr Rittmeister!" rief Margarethe. „Um Gottes willen sprechen Sie! Spannen Sie mich nicht auf die Folter."

„Es ist zu spät, Frau Gräfin —"

„Zu spät? Ist er — todt? . . ."

„Das nicht! Er ist abgereist, Niemand weiß wohin."

Und jetzt erzählte der Rittmeister Alles, was er wußte von Eberhards Umgang in der letzten Zeit, von seiner Erbschaft, von seiner Pensionirung und von seiner Abreise mit einer Circusreiterin. Wie eine elegische Klage klang sein Bericht, und tiefer denn je neigte sich das würdige Haupt auf die Schulter.

Als er geendet, trat eine lange Pause ein.

Margarethe schritt hastig im Zimmer auf und ab; ihre Augen glänzten, ihre Wangen glühten, ihre Hände zerrissen wie im Krampf das feine Spitzentaschentuch.

Plötzlich blieb sie vor dem Rittmeister stehen, der unter ihrem Blick zusammensank wie der schuldbeladene Verbrecher vor dem gestrengen Auge seines unerbittlichen Richters.

„Was nützt nun," sprach sie mit tiefklingender Stimme, sich gewaltsam zur Ruhe und Fassung zwingend, „was nützt nun all unser Planen, all unser Sinnen und Denken, um das Glück, daß sogenannte Glück der Welt zu erringen. Eitle Träumerei ist Alles — nutzloses Schwatzen, denn die Wege des Geschicks bleiben dunkel und unerforschlich für unser Auge, und das menschliche Herz entzieht sich in seinen Gefühlen dem Urtheil der blöden Menge. Deshalb ist es aber auch

Eine fremdländische Vogel-Colonie.

(Mit Illustration.)

Die Neigung zur Pflege von Stubenvögeln ist in Deutschland durch die in's Leben gerufenen ornithologischen Gesellschaften gestärkt worden. Namentlich sind es auch fremdländische Vögel, welche jetzt bei uns häufig acclimatisirt werden, wozu die bestehenden Vogel-Handlungen reichlich Gelegenheit bieten. Daß eine Vogel-Colonie, oder sagen wir „Vogel-Stube" großes Vergnügen gewährt, bedarf keines Wortes, ebenso aber darf man nicht außer Acht lassen, daß Vögel an und für sich, besonders aber fremdländische Vögel, aus verschiedenen Zonen, oder verschiedener Natur, sorgfältigster Pflege zu ihrem Gedeihen erfordern. Die Werke von dem bekannten Ornithologen Karl Ruß: „Handbuch für Vogelliebhaber" und „Die fremdländischen Stubenvögel" geben hierzu die erforderliche Anleitung. Wir nennen von den Insassen der fremdländischen Vogel-Colonie die zaunkönigggroßen Astriede, darunter den Schmetterlingfinken mit carminrothen Wangen; das Helenenfasänchen mit rothem Schnabel; dann den Tigerfinken; den Bandfinken; den Reisvogel mit rothem Schnabel; die weiß- und schwarzköpfigen Nonnen; verschiedene Elsterchen; Silber- und Malabarfasänchen; den Muskatvogel; den Schilffinken; den Zebrafinken; den Papageiamandin; den afrikanischen Samenknacker; den Widafinken; den Webervogel; den Girlitz; den Cardinal; den Kernbeißer; den Staar; die Drossel; den Sonnenvogel; den Wellensittich; den kleinen amerikanischen Sittich u. a.

Die Frauen der Petersburger Gesellschaft.

Nachdruck verboten.

Zeitroman von **Wladimir Fürst Meschtschersky.**

(Fortsetzung.)

Sergei täuschte sich nicht, denn fünf Minuten vorher hatte in dem Cabinete seiner Mutter eine kleine Verschwörung stattgefunden. Die Gräfin Trubetzkoi war mit diplomatischer Miene zu ihr gekommen.

„A propos," hatte sie nach einigen einleitenden Phrasen gesagt, „wissen Sie, wer sich herzlich für Ihre reizende Schwiegertochter interessirt? So lange sie unverheirathet war, mußte man sich immer mit ihrer ganzen Familie abgeben, das war nicht immer ganz bequem, aber jetzt nimmt sie eine Stellung ein, in der sie unsere halbe Welt zu ihren Füßen sehen kann; — rathen Sie!"

„Ich weiß wirklich nicht."

„Wer anders, als meine Großfürstin! Auf Ehrenwort! Sie wünscht Ihre Schwiegertochter so oft als möglich zu sehen. Heute will sie ihr eine Visite machen, um ihr persönlich für den ungeheuren Erfolg der lebenden Bilder zu danken."

Die Fürstin lächelte und hüstelte majestätisch, selbstzufrieden und ehrerbietig zugleich. Dieses Lächeln und dieses Hüsteln war ein Tribut, den sie der Großfürstin Elisabeth darbrachte.

„Ich freue mich sehr, diese Nachricht meiner Schwiegertochter mittheilen zu können," sagte sie.

„Aber das ist noch nicht Alles. Um die Frau zu haben, muß man auch den Mann gewinnen. Ich habe gehört, daß Ihr Sohn seinen Schatz auf's Land wegbringen will. Das wäre ja ein Verbrechen, ein furchtbarer Raub an der Gesellschaft. Ich hoffe, Fürstin, Sie werden ihm das nicht erlauben?"

„Ich hoffe es auch. Mein Sohn liebt es sehr, Luftschlösser zu bauen."

„Unsere ganze Hoffnung ruht jetzt auf Ihnen. Man muß Ihren Sohn auf jeden Fall zwingen, in Petersburg zu bleiben, und um das zu erreichen, muß man ihn dazu bringen, einen guten Dienst anzunehmen. Ich habe das schon überlegt, oder vielmehr: wir haben das überlegt. Meine entzückende Großfürstin hat jetzt Jemanden nöthig; Ihr Sohn ist ein ausgezeichneter Pferdekenner, den braucht sie gerade. Für sein Alter ist die Stelle eine großartige und so wird er nolens volens in Petersburg bleiben und Petersburg behält die schöne Fürstin Mitischtschef."

Die alte Fürstin strahlte vor Freude.

„Welch herrlicher Gedanke! Wirklich, Gräfin, es ist zu liebenswürdig von Ihnen, so für meinen Taugenichts von Sohn zu sorgen."

„Erstens ist Ihr Taugenichts von Sohn mein großer Freund und zweitens, sagen Sie selbst, kann man sich denn entschließen, ein so reizendes Wesen, wie Ihre Schwiegertochter, auf's Land fortzulassen? Nun kommt Alles darauf an, die Einwilligung Ihres Sohnes zu erlangen, und, ich gestehe, ich fürchte, das gelingt uns nicht. Er ist sehr eigensinnig, das weiß ich."

„Aber nicht mir gegenüber," sagte die Fürstin und überließ es ihrem Kinne, diesen Worten den richtigen Ausdruck zu geben.

„Gott gebe es, aber ich gestehe, dieses Mal, fürchte ich, wird er es auch Ihnen gegenüber sein!"

Die Gräfin reizte mit feiner Berechnung.

„Das wollen wir doch sehen!" rief die alte Fürstin trotzig und nahm eine stolze, kampfbereite Miene an.

„Wenn es Ihnen gelingt, Fürstin, seine Einwilligung zu erlangen, sind Sie die bewundernswürdigste Frau in Petersburg, aber so lange dieses Ziel nicht erreicht ist, erlauben Sie mir doch, daran zu zweifeln?" sagte die Gräfin mit schlauem Lächeln. „Was Ihre ideale Schwiegertochter anbetrifft, glaube ich gewiß, sie wird nicht abgeneigt sein, in Petersburg zu bleiben und sich eine sehr angenehme Stellung in der Gesellschaft zu schaffen. Meine Großfürstin will nämlich, was in Petersburg so schwer zu erreichen ist, einen Kreis von liebenswürdigen Frauen um sich versammeln, damit ihr Salon der erste von allen sei. Das ist ein herrlicher Gedanke. Wir wollen aus allen Salons aussuchen, was an liebenswürdigen, schönen und klugen Persönlichkeiten zu finden ist, Herren und Damen. Ist das nicht eine gute Idee?"

„Une charmante idée; ich bin überzeugt, sie ist die Ihrige."

„Ein wenig, aber nur ein wenig. Jetzt kommen bald die Fasten und wir wollen daher die Sache gleich in Angriff nehmen. Aber damit sie gelinge, müssen wir Ihre Schwiegertochter um jeden Preis haben."

„Sie sind sehr liebenswürdig, Gräfin; ich stehe Ihnen für Beide, Mann und Frau."

„Fürstin, ich küsse Ihre Hände. Aber wie soll man es anfangen? Wen soll man zuerst gewinnen, sie oder ihn?"

„Wollen Sie gleich mit mir zu ihnen gehen? Heute ist ihr erster Empfangstag und sie werden entzückt sein über Ihren Besuch."

„Also ich werde ihre Salons eröffnen, — vortrefflich! Kommen Sie! Aber wer soll von unserer Angelegenheit sprechen, Sie oder ich? Thun Sie es lieber; ich werde mich auf eine kurze Visite beschränken und Sie werden den diplomatischen Theil übernehmen."

„Wie Sie wollen, liebe Gräfin."

„Vortrefflich!" Die Gräfin stand auf. Plötzlich veränderte sich ihre Physiognomie; sie nahm eine halb traurige, halb sorgenvolle Miene an. Zwischen ihren Brauen bildeten sich mehrere Falten.

„Fürstin," sagte sie langsam, „was bin ich für eine Windmühle, es ist unverzeihlich! Nein, wie bin ich zerstreut es ist schrecklich! Da spreche ich so viel von unsern Plänen und vergesse, Sie nach der Gesundheit Ihrer Tochter zu fragen, quel horreur!"

„Gott sei Dank, meiner Tochter geht es viel besser."

„Nun, Gott sei Dank," sagte die Gräfin langsam und gefühlvoll, „mir ist wieder leichter um's Herz. Pauvre enfant! Man sagt, sie hat eine Art Schlaganfall gehabt?"

„O nein, nur eine kleine Erschütterung der Nerven; aber jetzt giebt sich das wieder. Nach Ostern werden wir, hoffe ich, die Hochzeit feiern."

„Dieser arme Gonitzin! Ich kann mir denken, welche Todesangst er ausgestanden hat."

„Nun kommen Sie," sagte die Fürstin, offenbar wünschend, das Gespräch auf ein fröhlicheres Thema zu leiten, „das junge Paar ist reizend eingerichtet. Jedes Zimmer ist ein kleines Paradies, Sie werden sehen."

Die Fürstin und die Gräfin machten sich auf den Weg und wir kehren zu dem Moment zurück, als sie in den Salon der jungen Fürstin eintreten.

„Wie freue ich mich, Sie zu sehen!" sagte die Fürstin Elisabeth in dem natürlichsten Tone; „bitte, setzen Sie sich!"

Alle setzten sich. Unwillkürlich setzte sich Sergei auch, wobei er sich den Kopf darüber zerbrach, was wohl diesen weiblichen Raubvogel in sein Nest gebracht habe.

„Wie reizend sind Sie eingerichtet, das muß ich sagen, rief die Gräfin Trubetzkoi; „wenn Ihr Mann ebenso reizend ist, wie Ihre Wohnung, sind Sie wirklich zu beneiden. Aber lassen Sie mich Sie etwas genauer ansehen." — Sie betrachtete Elisabeth durch ihre Lorgnette. „Gott, wie sind wir hübsch! Fürst, fürchten Sie denn nicht, daß man Ihnen Ihre Frau rauben wird?"

„O, er fürchtet es wohl," antwortete die Fürstin für ihren Gatten, „darum bringt er mich auf's Land."

„Auf's Land? Welche Hartherzigkeit! Uebrigens hat er Recht. Ich würde an seiner Stelle ebenso handeln. Und Sie lieben das Landleben?"

„Sehr," antwortete Elisabeth.

„Wirklich? So schön sein und das Landleben lieben das kommt mir etwas unwahrscheinlich vor. Sich von Kühen, Pferden und Hündchen bewundern lassen, scheint mir nicht sehr verlockend."

„Aber von meinem Manne?"

„Die Gräfin liebt es, die Ehemänner zu vergessen," warf Fürst Sergei mit einem ironischen Lächeln ein.

„Da haben Sie einigermaßen Recht," entgegnete diese; — „alle Ehemänner sind mehr oder weniger meine Feinde; versteht sich, die hier anwesenden ausgenommen," fügte sie mit spöttischem Lächeln hinzu. „Nicht wahr, Fürst?"

„Versteht sich!" bestätigte Sergei.

In diesem Augenblicke trat Fürst Swätosarof ein und sagte: „Ich melde Ihnen eine herrliche Frau."

„Fast gleichzeitig zeigte der Diener den Besuch der Gräfin Bobrofski an.

Diese trat ein.

„Guten Morgen, meine Kinder!" sagte sie. „Wie geht es mit Mariens Gesundheit?"

„Gott sei Dank, besser," antwortete Sergei.

„Nun, Gott sei Dank! Arme Fürstin," fuhr sie fort, sich an die Fürstin Mutter wendend, „welche Angst müssen Sie ausgestanden haben!"

„Ja, das waren schwere Minuten," antwortete diese, die Augen ergeben zum Himmel erhebend. „Was haben Sie für ein reizendes Kleid, Gräfin," fügte sie gleich darauf in ganz verändertem Tone hinzu.

„Ich möchte sie so gern sehen," sagte die Gräfin Bobrofski. „Bis jetzt habe ich nicht gewagt, darum zu bitten, aber jetzt wird es mir hoffentlich erlaubt werden."

„Gewiß," erwiderte Sergei; „sie sehnt sich sehr nach Ihnen."

„Ich bin selbst nicht ganz wohl gewesen, daher komme ich erst so spät zu Ihnen," sagte die Gräfin Bobrofski. „Ich merke, daß ich älter werde; mir geht es nicht so gut, wie der Gräfin hier, die mit jedem Jahre jünger wird," setzte sie hinzu, die Gräfin Trubetzkoi ansehend.

„Ich danke für das Compliment," sprach diese.

„Nun, was giebt es Neues?" fragte die Gräfin Bobrofski die Gräfin Trubetzkoi, „bei Hofe und in unserer lieben kleinen großen Welt von Petersburg? Erzählen Sie doch, wen haben Sie aufgegessen, wen essen Sie jetzt, wer erhebt sich wieder?"

„Wir haben Niemanden aufgegessen, und wir bereiten uns, Sie zu verspeisen," antwortete die Gräfin Trubetzkoi.

„Mich? O, das ist keine schmackhafte Speise; suchen Sie sich lieber eine bessere."

„Ueber den Geschmack läßt sich bekanntlich nicht streiten; wie Sie es übrigens verstehen, sich zu verstellen! Als ob wir nicht wüßten, daß Sie zu den Sternen des Hofes gehören!"

„Ach, deshalb bin ich schmackhaft? Nein, da können Sie sich beruhigen, Ihre Nachrichten sind nicht richtig. Ich habe in der Welt so viele Menschenfresser gefunden, daß ich in's Ausland reisen will, um nur nichts mit Ihnen, mesdames, zu thun zu haben. Sie beißen gar zu sehr."

„Reisen Sie auf lange?" fragte die Gräfin Trubetzkoi freudestrahlend.

„Sehen Sie, wie die Gräfin sich freut?" bemerkte Fürst Swätosarof.

„Wie soll ich mich nicht freuen! Die Gräfin ist eine so mächtige Rivalin, — oh! Sie will alle ihre häuslichen Tugenden in unsere Welt einführen, ich denke da ist doch Grund vorhanden, sie zu fürchten."

„Ja, ich reise auf lange, liebste, Gräfin, auf sehr lange."

„Und Ihr Gemahl? Ich denke, er ist nicht so ganz von Wachs, wenn es sich um die Wünsche seiner reizenden Gemahlin handelt?"

„Mein Gemahl? Wo kommen Sie denn her, liebe Gräfin! Wissen Sie nicht, daß mein Gemahl sich den Hals gebrochen hat?"

„Ihr Gemahl hat sich den Hals gebrochen? Seit wann?"

„Seit gestern, darum sehen Sie mich so freudestrahlend. Er hat sich mit einem seiner Collegen entzweit, was übrigens bei seinem Charakter nichts Seltenes ist, aber dieses Mal hat er, von mir dazu ermuthigt, seinem schönen Charakter volle Freiheit gelassen und hat sich so schön den Hals gebrochen, daß er mit Gottes Hilfe nicht bald wieder gesund wird."

Die Gräfin Trubetzkoi war höchst erfreut über diese Nachricht. Die Natur hatte ihr ein Herz verliehen, das es ganz besonders verstand, sich über den Sturz einer hochgestellten Persönlichkeit, sowie über jeden Mißerfolg zu freuen.

„Man darf Ihnen also gratuliren, Gräfin?" fragte Fürst Swätosarof, der Gräfin Bobrofski die Hand küssend.

„Gewiß, und wie! Wenn es eine glückliche Frau in der Welt giebt, so bin ich es." Die Gräfin sagte diese Worte so von Herzen, daß die Mienen beider Fürstinnen Mitischtschef Erstaunen ausdrückten, während diejenigen der beiden Fürsten aufrichtiges Mitgefühl zeigten.

„Es thut mir dennoch leid," sagte die Fürstin Mutter, „Ihr Gemahl hatte eine so herrliche Stellung!" Ton und Blick verriethen, daß in ihren Augen die Gräfin ihren halben Werth verloren hatte.

Die Gräfin Trubetzkoi benutzte einen Augenblick, als Fürst Swätosarof aufgestanden war und sich von der übrigen Gesellschaft ein wenig entfernt hatte, um sich ihm zu nähern und ihm zu sagen: „Fürst, ich komme zu Ihnen mit einer sehr wichtigen Bitte."

„Einer wichtigen Bitte? Wünschen Sie vielleicht Geld von mir zu leihen?"

„Nein, ganz etwas Anderes. Ich muß mit Ihnen über eine sehr wichtige Angelegenheit sprechen und zwar im Auftrage der Großfürstin Elisabeth."

„Nun, was befehlen Sie?"

„Nein, hier geht es nicht. Kommen Sie lieber zu mir in ungefähr zwei Stunden."

„Zu Befehl."

Die Gräfin Trubetzkoi verabschiedete sich. Beide Fürstinnen Mitischtschef begleiteten sie sehr liebenswürdig.

„Was ist das, Sie scheinen mir nicht ganz behaglich oder mit etwas beschäftigt," sagte die Gräfin Bobrofski zu Elisabeth.

„Ich? Nein, mir fehlt nichts," antwortete diese.

„Hüten Sie sich, meine liebe junge Freundin," fuhr die Gräfin sehr herzlich fort. „Ich ahne, daß die Gräfin Trubetzkoi nicht umsonst zu Ihnen gekommen ist; man will Ihnen Hofluft zu athmen geben, fürchte ich."

„Dagegen sind wir versichert," versetzte Sergei. „Wir fahren bald auf's Land."

„Dann fahren Sie sobald als möglich, sonst wird man Netze für Sie aufstellen und Sie werden hineingerathen."

„Warum glauben Sie das?" fragte Elisabeth.

„Weil ich guten Grund habe, es zu glauben. Sie haben zu viel von sich sprechen gemacht."

„Ach nein, jetzt haben mich Alle vergessen," meinte Elisabeth, aber man hörte es ihr an, daß sie nicht glaubte, was sie sagte.

„Nicht so ganz," bemerkte die Gräfin.

„Wirklich nicht?"

Ein Diener meldete den Grafen Lanza.

Drei Minuten darauf trat der jugendliche Greis rasch ein, er trug ein Bouquet in der Hand.

„Der hübschesten Frau der Welt," sagte er, sich vor Elisabeth elegant verbeugend. „Endlich wird man bei Ihnen empfangen! Ich bin dreimal vergeblich hier gewesen. Wie geht es mit der Gesundheit der Knäschna, besser? Nun, Gott sei Dank!" sprach er weiter, ohne eine Antwort abzuwaten. „Ich hoffe, die Butterwoche wird die Ehre haben, Sie auf ihren Bällen zu sehen. — Lieber Fürst, guten Tag!" Er drückte Sergeis Hand. — „Ah, Fürst Swätosarof, wir haben uns lange nicht gesehen, comment cela va-t-il? toujours bien? Und die Fürstin, Ihre Frau Gemahlin? — Bitte legen Sie mich ihr zu Füßen! — Gott, welch ein reizender Salon! Wen sehe ich, — meine Freunde aus der niederländischen Schule . . ."

„Sie sind sehr höflich, lieber Graf," rief die Gräfin Bobrofski, „Alle begrüßen Sie, sogar die Bilder, nur mich wollen Sie nicht einmal bemerken. — Wohl deswegen, weil mein Mann nicht mehr Minister ist?"

Kaum hatte die Gräfin diese Worte ausgesprochen, so lag Graf Lanza schon auf den Knieen vor ihr und küßte ihre Hände.

„Was befehlen Sie mir zu thun? Meine Zerstreutheit ist an Allem schuld! Sie verzeihen mir, nicht wahr? Ja, die Erlebnisse Ihres Gemahls haben mich sehr in Erstaunen gesetzt, obgleich ich, die Wahrheit zu gestehen, ihn längst zu allerhand Sonderbarkeiten fähig hielt . . . Schade, sehr schade, wir verlieren in ihm einen sehr klugen Staatsmann! Und Sie, Gräfin, scheinen sich darüber zu freuen?"

„Ja, ich fange an aufzuleben."

„Ich sehe das an Ihrem frohen Gesichtsausdruck. Aber Sie haben Unrecht: die großen und kleinen Gnadenbezeugungen sind nicht zu verachten."

„Die göttlichen nicht, aber die menschlichen."

„Gott ist uns weit, liebe Gräfin. Folgen Sie, reizendste der Fürstinnen, dem Beispiele dieser Dame nicht. Für uns giebt es außerhalb des Hofes nichts und Niemand. Das ist mein Glaubensbekenntniß, und ich finde, es lebt sich dabei recht gut Sie tragen einen großen Namen, Sie sind Ihrer Natur nach grande dame, Sie besitzen Alles, was erforderlich ist, um bei Hofe eine glänzende Stellung einzunehmen. Und Sie, Fürst," wandte sich der Graf an Sergei, „wann werden wir Sie im Dienste sehen? Es ist höchste Zeit dazu. Ihre reizende Frau ist zu ideal, um die Frau eines verabschiedeten Offiziers zu spielen, parole d'honneur! Fürstin, befehlen Sie doch Ihrem Gemahl, Epauletten anzulegen."

„Ich will auch dienen, Graf, aber nicht hier, sondern in der Provinz."

„Wie, Sie wollen sich in die Semstwo einspannen lassen? Welcher Unsinn! Und Ihre Gemahlin? Sie wollen aus ihr une brave femme de province machen? Das ist ja ein Wahnsinn! Das wird Ihnen Niemand erlauben.

„Meine Frau hat ja in der Provinz gelebt, ihr ist das nichts Neues," erwiderte Sergei und blickte gleichsam instinctmäßig nach seiner Frau, um zu sehen, welchen Eindruck diese Worte auf sie machen würden. Leider sah er sie erröthen; es sah aus, als schäme sie sich, aus der Provinz zu stammen.

Ein Diener trat ein und meldete mit großem Aufsehen den Besuch der Großfürstin Elisabeth.

Fürst Swätosarof verschwand.

Graf Lanza blieb. Das junge Paar eilte die Treppe hinab, um den verkündeten hohen Gast zu empfangen. Die Fürstin Mutter stand schon dazu bereit. Die Großfürstin war etwa zwischen 25 und 30 Jahr alt. Sie war groß, majestätisch und anmuthig. Ihre sehr schönen Züge trugen das Gepräge einer edlen Seele, großer Herzensgüte und Behendigkeit. Ihr Auge verrieth feinen Sinn und viel Verstand, und wenn sie lächelte, sah man es ihren schöngeformten Lippen an, daß sie, trotz ihrer Herzensgüte und Lebendigkeit, scharf beobachten konnte und weibliche Klugheit in reichem Maße besaß. Ihre Stimme war weich und wohltönend.

Sie kam ganz allein.

Vom ersten Augenblicke an erwärmte und erleuchtete sie, wenn man so sagen darf, ihre jungen Gastfreunde durch ihre Liebenswürdigkeit.

Ihre ersten Fragen bezogen sich auf das Befinden der kranken Knäschna. Sie fragte, wer diese behandele, erbot sich, ihren Leibarzt zu ihr zu schicken, ließ sie herzlich grüßen und ihr baldige Besserung wünschen, und begann dann mit dem lebhaftesten Interesse die Wohnung des jungen Paares zu betrachten, lobte Einiges ohne triviale Phrasen und kritisirte Anderes mit feinem Geschmack und großer Artigkeit.

Als sie beim Eintritte in den Salon den offenen Flügel erblickte, setzte sie sich an denselben und schlug einige Accorde an, um dessen Ton zu prüfen; gleich darauf bemerkte sie den Grafen Lanza und bot ihm ihre Hand.

„Bon jour, mein Alterchen!" rief sie lächelnd; „immer bei hübschen Damen!"

Graf Lanza verstand aber die Kunst der Galanterie. Er verbeugte sich tief. „Ich habe die Ehre gehabt, hohe Frau, Ihren Besuch zu ahnen," erwiderte er, „und Sie finden mich bei der hübschesten Dame der Welt in der Gegenwart der schönsten."

„Voriges Jahrhundert, mein Alter!" spöttelte die Großfürstin; „ich hasse Complimente und Schmeicheleien." Sie ließ sich auf einen Lehnstuhl nieder und wendete sich an die Neuvermählten: „Nun, meine lieben jungen Freunde, geben Sie mir etwas Thee!"

Fürst Sergei beeilte sich, die electrische Glocke in Bewegung zu setzen.

„Ihr Gemahl ist prächtig," fuhr die Großfürstin fort. „Dient er, oder hat er nichts zu thun?"

„Er hat seinen Abschied genommen," antwortete die junge Hausfrau, „aber er hat die Absicht, in der Provinz Adelsmarschall zu werden."

„Wirklich? — Sind Sie ein Pferdekenner?" fragte sie, sich an Sergei wendend. „Ich suche seit lange einen Pferdekenner, der mir die Wahrheit über meinen Marstall und

mein Gestüt sagen könnte. Sogar über Pferde wollen die Menschen nicht die Wahrheit sagen. Ich suche Menschen und habe das Unglück, nur Höflinge zu finden.

„Ich verstehe wohl ein wenig von Pferden," erklärte Sergei. „Ich war Cavallerist und habe selbst ein Gestüt."

„Vortrefflich!" rief die Großfürstin, „Sie scheinen mir ein Kenner und sind kein Höfling. Ich werde Sie bitten mich zu besuchen, meine Pferde zu besehen und mir Ihre Meinung über dieselben zu sagen. Sind meine Pferde schlecht, so bitte ich Sie, mir das aufrichtig zu sagen. Ich will wissen, ob es lohnt, das Gestüt zu haben, oder nicht. Wirthschaften Sie gern?" wendete sie sich fragend an Elisabeth.

„Gewiß," antwortete diese, „aber nur im Sommer."

„Und im Winter in Petersburg?" versetzte die Großfürstin lächelnd. „Lieben Sie Petersburg immerhin; man kann sich hier sehr angenehm einrichten."

„Mein Mann liebt Petersburg nicht," bemerkte die junge Frau.

„Bitten Sie ihn, es zu lieben und er wird es thun."

„Ja, versteht sich, es ist ein Verbrechen, Petersburg nicht zu lieben," bekräftigte Graf Lanza. „Wir werden Ihren Mann bekehren, Fürstin."

„In der Provinz giebt es jetzt für mich viel zu thun Kaiserliche Hoheit," entgegnete Sergei. „Ich habe keine Zeit, Petersburg zu lieben, und das Leben ist hier sehr theuer."

„Bon Dieu, was ficht es den Fürsten Mitischtschef an, ob das Leben theuer ist oder nicht?" rief Graf Lanza. „Und mit einer solchen Gemahlin an die Provinz zu denken, ist ein Verbrechen! Menschen von Geschmack leben ja alle hier."

„Nun, wahre Menschen giebt es wohl hier nicht gar zu viele," bemerkte die Großfürstin. „Dummköpfe und Höflinge haben wir dagegen in Hülle und Fülle. Dennoch scheint mir die Fürstin zu jung, um zu Zweien in irgend einer einsamen Gegend der Provinz zu leben."

Die junge Fürstin blickte ihren Gatten von der Seite an. Dieser Blick schien zu sagen: „Hörst Du es, Sergei?" Er verstand sie und faßte den Blick als Herausforderung auf.

„Unsere Angelegenheiten sind so eingerichtet," erklärte er, „daß diese Frage für uns schon entschieden ist. Wir gehen auf's Land."

„Das heißt, das ist Deine Entscheidung," antwortete seine Mutter.

„Bravo! Die Fürstin ist auf unserer Seite!" rief Graf Lanza heiter. „Das ist herrlich! Nun werden wir siegen."

Zehn Minuten später erhob sich die Großfürstin.

„Also auf Wiedersehen, meine Liebe," sagte sie, Elisabeth zum Abschiede die Hand drückend. „Vergessen Sie nicht daß Sie mich um zwei Uhr immer zu Hause finden. Wir wollen zusammen einen Feldzugsplan entwerfen gegen die ländlichen Projecte Ihres Gatten — nicht wahr? Und Sie, lieber Fürst, erwarte ich sobald als möglich, um Ihr Urtheil über meine Pferde zu hören."

Sergei machte eine ehrfurchtvolle Verbeugung. Das junge Paar begleitete die Großfürstin bis auf den Hausflur. Hier drückte diese noch einmal sehr liebenswürdig die Hand der jungen Fürstin und verbot ihr, sie weiter zu begleiten.

„Wie ist sie reizend und liebenswürdig!" sagte Elisabeth zu ihrem Manne, als sie allein waren.

„Ja, sehr liebenswürdig und einnehmend," erwiderte er; „aber Du bist, wie ich sehe, wieder ganz entzückt von Petersburg. Es ist hohe Zeit, daß wir fortreisen."

Eine Stunde später kam die Fürstin Skariatin, die ihre neue Freundin seit der Hochzeit nicht gesehen hatte, und beredete die Neuvermählten, mit ihr die italienische Oper zu besuchen und dann bei ihr zu soupiren.

Bald darauf kam auch eine Einladung zum Ball bei dem Fürsten Borodinski, und dann eine Einladung zum Hofball im grauen Saale.

Inzwischen hatte sich Fürst Swätosarof, seiner Zusage gemäß, zur Gräfin Trubetzkoi begeben.

„Ich will ohne Umstände mein Anliegen vortragen," begann die Gräfin. „Hören Sie, mein lieber Fürst, um was es sich handelt. Meine Großfürstin hat Absichten auf Ihren Neffen, und zwar sehr ernsthafte. Sie will ihm eine sehr schöne Stellung geben und ihn außerdem zu dem Verwalter ihrer Güter machen. Ihr Gemahl, der Großfürst, ist mit ihrer Wahl zufrieden; jetzt fehlt uns nur die Einwilligung Ihres Neffen."

„Und Sie wollen, daß ich ihn beeinflusse? Die Sache liegt sehr einfach. Ohne dies Zimmer zu verlassen kann ich Ihnen erklären: Mein Neffe dankt für die Ehre, kann aber die schöne Stellung beim besten Willen nicht annehmen."

„Warum?"

„Weil er auf's Land geht und hier nur als Zugvogel leben wird."

„Schön, das haben wir schon bedacht, er soll volle Freiheit haben zu kommen und zu gehen, wann er will."

„Dabei würden die Pferde und die Güter der Großfürstin schlecht wegkommen."

„Er kann sich einen Gehilfen nehmen."

„Gleichviel, Sie wissen doch, daß mein Neffe seine vollkommene Freiheit sehr hoch schätzt, keine Neigung zum Hofleben hat und noch weniger Neigung zum Leben in der Gesellschaft, daß er sich der Bewirthschaftung seiner Güter und den Pflichten eines Edelmannes in der Provinz widmen will. Gestehen Sie, daß es schwer ist, ihm zu rathen, einen solchen Entschluß zu ändern, und ich bin auch gewiß der Letzte, dies zu thun."

„Das glaube ich nicht; dazu sind Sie zu klug. Lassen Sie uns ernsthaft mit einander sprechen. Erstens glaube ich nicht, daß seine Frau sehr entzückt ist von seinem Entschlusse, und zweitens wissen Sie sehr gut, daß ein solcher Plan, auf dem Lande zu leben, in der Provinz zu dienen, sehr schön klingt, aber wirklich nützen kann ein Mann nur in Petersburg, denn nur hier kann er für seine Provinz, wenn ihm diese so sehr am Herzen liegt, etwas ausrichten. Denken Sie sich nur in die Lage hinein. Er wird als verabschiedeter Offizier auf dem Lande leben und in zwei Jahren einmal nach Petersburg kommen. Alle Verbindungen hier werden abgebrochen sein. Will seine Frau Gesellschaften besuchen, werden ihr, der Fürstin Mitischtschef, Dank den Launen ihres Mannes fast alle Salons verschlossen sein; bei Hofe wird man sie ignoriren. Was kann Ihr Neffe dann für seine geliebte Provinz ausrichten? Wissen Sie denn nicht, wie man Geschäfte macht? Hier auf einem Ball, dort bei einem Diner. Um von irgend einem Minister etwas zu erlangen, muß man eine Stellung in der Welt haben. Mein Mann zum Beispiel, wenn er einmal herkommt, erreicht durch mich in drei Tagen mehr, als ein Anderer in drei Jahren. Sie wissen vielleicht nicht, daß ich ihm zwei Eisenbahn-Concessionen verschafft habe. Gestehen Sie, daß das, was ich sage, praktisch, klug und richtig ist!"

„Wie sollte es nicht, reizende Gräfin, da Sie doch der personificirte Dämon sind. Aber mein Neffe hat die von Ihnen geschilderte Stellung nicht nöthig; sie ist seinem Charakter widerwärtig, entspricht seinen Lebenszwecken durchaus nicht. Er bedarf, Dank seinem Range, weder der Concessionen noch der Gunst Ihrer Minister und soll plötzlich einer glänzenden Stellung wegen, seiner Individualität Gewalt anthun, — ist diese Zumuthung nicht thöricht?"

„Aber seine Frau!"

„Seine Frau ist ein Kind. Sie muß von ihm erzogen werden, und ich glaube nicht daß die Salons Petersburgs der geeignete Ort dazu wären."

(Forts. folgt.)

Zwei im Walde.

Es ging im Wald so leise,
So seltsam ging es um:
Es klang geheimer Weise
Und war auch wieder stumm.

Kein Vogel in den Zweigen
That einen Flügelschlag,
Und doch in allem Schweigen
Nicht tiefe Ruhe lag. . . .

Ein Rauschen gab's, ein Weben,
Doch regte sich kein Baum;
Es athmete wie Leben,
Und war doch Leben kaum.

Und wie ich ging und lauschte
Und suchte rings im Grund,
Fand ich ein Paar, das plauschte
Und küßte sich den Mund.

Da ward ich plötzlich inne,
Welch Wunder ich erspäht,
Denn Wunder thut die Minne,
Wo sie auch geht und steht.

Feodor Weitzl.

Zwei im Walde Originalzeichnung von G. Alberto.

Berliner in Heringsdorf.

Skizze von der Seeküste. Von J. Mohkau.

„Wohin reisen Sie?“ Diese Frage, welche ihrer Kürze wegen an die alten Lacedämonier oder Spartaner erinnert und welche beim Beginn des Sommers bei der Mehrzahl der Berliner und anderer Großstädter zur stehenden Frage geworden ist, richtete in diesem Falle ein Berliner mit dem nicht berlinischen Namen Hieronymus Kajetan an mich, als ich am 30. Juni im Zoologischen Garten mit ihm zusammentraf.

„Nach Heringsdorf!“ so lautete meine geflügelte Antwort, wiewohl ich selber mit mir darüber noch nicht völlig einig war. Die bis dahin in diesem Sommer so schmerzlich entbehrten warmen Strahlen der Sonne machten sich an diesem Tage indeß in so ungewöhnlich drückender Weise bemerkbar, daß der Gedankenzug meiner Seele unwillkürlich zur kühlen See seine Zuflucht genommen haben mochte. —

„Nach Heringsdorf?“ polterte Kajetan. „In dieses Nest wollen Sie reisen, aus dem Jeder wie ein geschundener Raubritter heimkehrt, auch wenn er das größte Portemonnaie Ludewigs mitnimmt! Heringsdorf, wo man nichts als kaltes Wasser, drei oder vier Fischerboote und allenfalls ein paar grüne Bäume sieht. Na, ich wünsche Ihnen viel Glück zur Reise, Adieu!“ Damit verschwand Hieronymus Kajetan in der Richtung des Eisbärenzwingers, während ich ein kühles Plätzchen am Flamingoteich aufsuchte. Aber mein Reiseziel war für dieses Mal durch meinen eigentlich absichtslosen Ausspruch besiegelt. Schon nachdem die Erde, seit der Begegnung mit Kajetan, kaum zweimal von der Sonne umkreist worden war, entzog ich den Schwerpunkt meiner irdischen Hülle der schwülen, staubigen Luft Berlins, um am Strande des Meeres Erfrischung und Erholung zu suchen. Und als Aufenthaltsort an der See wählte ich in der That Heringsdorf, womit ich vorweg constatiren will, daß ich das Urtheil Kajetans bezüglich Heringsdorfs in keiner Weise billige. Es hieße Eulen gen Athen schicken, wenn ich alle Vorzüge Heringsdorfs hier aufzählen wollte; auch ist das gar nicht der Zweck dieser kleinen Ergießung, das aber sei mir kurz zu bemerken gestattet, daß die Lage und Umgebung von Heringsdorf entschieden die schönste aller Ostseebäder ist. Der schönste Laub- und Tannenwald, von dem das auf hohem Uferrande belegene Heringsdorf im Süden und Westen umrahmt ist, erstreckt sich bis hart an den Strand der See; an verschiedenen Stellen des wellenförmigen Terrains befinden sich herrlich duftende Waldwiesen und Alles ist im superlativsten Grade wie geschaffen, den Aufenthalt dort so angenehm als möglich zu machen.

Wenn Dieser oder Jener behauptet, der Aufenthalt, beziehungsweise das Leben in Heringsdorf gestalte sich theurer als in anderen Seebädern, so trifft dies auch nur insofern zu, als einzelne Sachen allerdings ein wenig mehr kosten als an einigen anderen Plätzen, dafür aber ist auch Alles qualitativ besser wie an jenen Orten und der Begriff der theuren Preise bleibt ein durchaus relativer.

Wer übrigens einen Sommeraufenthalt wählt zum Zwecke der Erholung, der hat sicher auch das Verlangen, nicht blos an dem wogenden Meere und den schäumenden Wellen, sondern auch an dem Anblick schöner grüner Wälder und Wiesen sich zu erfreuen, und das kann man in manchen sogenannten billigen Seebädern, wo man ausschließlich auf kahle Sandhügel und wenige Kiefernkuzeln angewiesen ist, beim besten Willen nicht.

Doch ich wiederhole, daß es nicht meine Absicht ist, das Lob Heringsdorfs zu erhöhen und den Werth anderer Seebäder zu beeinträchtigen; ich will es vielmehr lediglich versuchen, einige Beobachtungen aus der Zeit meines diesjährigen Aufenthalts in Heringsdorf in möglichst knappen Skizzen hier zu verzeichnen, in der Voraussetzung, daß vielleicht der eine oder der andere meiner geneigten Leser einiges Interesse daran nimmt; und demnach beginne ich also:

Ist der erholungsbedürftige Großstädter nicht genöthigt, ein bestimmtes Bad zur Wiederherstellung irgend eines Leidens zu frequentiren, so wird er stets gut thun, seinen Sommeraufenthalt an der See zu nehmen. Dort begegnet er fast ausschließlich gesunden und daher fröhlichen Menschen — und die Umgebung fröhlicher Menschen allein bewirkt oft Wunder. Der hartnäckigste Staatshämorrhoidarius wird unter fröhlichen Menschen selbst fröhlich — und Frohsinn in Verbindung mit reiner gesunder Seeluft wirken allemal wohlthätig auf ein abgespanntes, nervöses und krankhaftes Gemüth.

Wenn ich nun meinerseits speciell dem Seebad Heringsdorf den Vorzug gebe, so geschieht dies eben lediglich seiner schönen Lage und Umgebung wegen. Andere fühlen sich möglicherweise aus demselben Grunde an Heringsdorf gefesselt, während wieder Andere Heringsdorf seines vornehmen Anstrichs wegen aufsuchen; denn es verkehrt dort in der That bekanntlich ein fast ausschließlich distinguirtes Publikum, jedenfalls ein lustiges, fröhliches Völkchen — und noch Andere besuchen Heringsdorf aus ganz apartem Grunde, wie wir sogleich sehen werden.

Ich befand mich etwa dreimal vierundzwanzig Stunden dort, als ich, gewöhnt Morpheus Armen früh zu entschlüpfen, in heiliger Sonntagsstille beim Erwachen Auroras meine übliche Morgenpromenade machte. Ich wählte absichtlich die frühe Morgenstunde zu meinen Spaziergängen, wenn noch perlender Thau die Strandweiden netzte und kaum eine erste Möwe fliegend ihre Kreise auf schäumendem Meere beschrieb, um zeitweise möglichst allein zu sein mit meinen Gedanken, welche dann weit weg und hinüber schweiften über's Meer zu theuren Angehörigen. Und bis neun Uhr Morgens herrscht am Strande von Heringsdorf ein merkwürdiges Stillleben. An diesem Sonntagmorgen aber traf ich am Strande bereits einen einsamen Spaziergänger an und zwar einen Berliner, statt dessen ich eher den Schah von Persien dort vermuthet hätte, denn dieser einsame Spaziergänger war niemand anders als Hieronymus Kajetan. Keine Täuschung, keine Vision, es war Hieronymus Kajetan in eigener Person. Wie ist das möglich? höre ich Sie fragen. Kajetan mit seinem Urtheil über Heringsdorf? Und doch ist es so, bei Kastor und Pollux! Auch ich war erstaunt und eben im Begriff, meinem Erstaunen Worte zu verleihen, als Kajetan mir schon zuvorkam und in seinem Polterton eiferte: „Ich weiß, was Sie sagen wollen; allein wundern Sie sich nicht über meine Inconsequenz. Ich bin ein Mensch, dem zur Conservirung seines lieben ‚Ichs‘ Aerger ebenso nothwendig ist als anderen Menschen! In Heringsdorf aber geschehen so unendlich viele Dinge, über die man sich ärgern muß, und folglich ist mir ein Aufenthalt hier durchaus dienlich.“

Ich versuchte zu widersprechen, aber Kajetan ließ mich nicht zu Worte kommen. „Lassen Sie nur!“ beruhigte er mich. „Aergern muß man sich hier und ärgern will ich mich auch, aber was zu arg ist, das ist zu arg. Denken Sie sich nur, welche Schauergeschichten hier täglich passiren.“ Und als ich ganz verdutzt und neugierig aufschaute, fuhr er also fort:

„In der That Schauergeschichten! Hören Sie und bleiben Sie Ihrer Sinne Meister. Als ich gestern nach dem Bade so am Strande hinschlendere, sehe ich zwei kleine Mädchen, die mit den stürmischen Wellen ein äußerst frivoles Spiel treiben. Offenbar hatten sie an dem Anprallen und Zurückschlagen der Wogen ihre helle Freude; denn sie jauchzten laut und trieben ihr Spiel immer verwegener, immer toller. Doch auf einmal — o, ich schaudere noch bei dem bloßen Gedanken — auf einmal also wird das Toben der brausenden Fluth lauter und immer stärker, eine ungeheuer große Welle prallt mit ungewöhnlicher Vehemenz an's Land und —“

„Und begräbt die Kinder?“ frage ich in meiner höchsten Aufregung dazwischen.

„Und hätte den beiden Mädchen unfehlbar Kleid und Höschen durchnäßt, wären sie nicht noch rechtzeitig entschlüpft,“ beendigt Kajetan mit der größten Ruhe seinen Sermon.

Erleichtert athme ich auf und will eben entgegnen, daß solche Scenen sich täglich zu hunderten am Strande abspielen, da nimmt Kajetan den Faden seiner Rede auch schon wieder auf.

„In diesem Falle,“ fährt er fort, „liegt die Sache denn doch etwas anders. Die beiden kleinen Wesen, von denen ich spreche, sind mutterlos und der in Berlin an's Geschäft gefesselte Papa hat sie der Obhut einer deutschen Bonne anvertraut. Diese Bonne wiederum, ein kleines, schwarzäugiges Dämchen mit schiefem Scheitel und seltenen Erziehungstalenten, überläßt die kleinen Schützlinge ihrem eigenen Schicksal, damit sie nur ja recht früh selbstständig werden, während sie selbst — die Einsamkeit zu Zweien liebend — im nahen Park französischen Unterricht nimmt bei einem langaufgeschossenen, älteren bartlosen Herrn, um unter Umständen später die Laufbahn der sogenannten französischen Bonnen mit Glück betreten zu können.“

„Also ein Spiel des Meeres und der Liebe Wellen, das sich vor unseren Augen abspielt,“ entgegnete ich, etwas gelangweilt.

„Jawohl, ein Spiel, bei dem indeß ‚Leander‘ kein Jüngling mehr und die schiefgescheitelte ‚Hero‘ keine Priesterin der Aphrodite ist,“ entgegnete Kajetan scharf und verschwand ebenso urplötzlich, wie er vor meinen Augen aufgetaucht war, wahrscheinlich um sich nach einer anderen Veranlassung zum „Aerger“ umzusehen.

Ich dagegen setzte meine Promenade fort, ohne meines Sonderlings weiter zu gedenken.

Täglich kamen von jetzt ab neue Gäste nach Heringsdorf, meist Berliner, und die Gelegenheit zu allerhand Beobachtungen war im reichsten Maße geboten.

Am angenehmsten im Verkehr mit den Berlinern in Heringsdorf hat mich die ungezwungene, familiäre, liebenswürdige Art und Weise des Verkehrs berührt. Kaum eingetreten in irgend einen größeren oder kleineren Gesellschafts- oder Familienkreis, fühlt man sich auch schon heimisch und vergißt vollkommen, daß man in der Fremde ist. Das freundliche Entgegenkommen und die Vertrauensseligkeit der Berliner im geselligen Verkehr ist geradezu rührend. Es ist mir eine Genugthuung, Beispiele dieser Art aus eigener Erfahrung anführen zu können, da ich die Berliner bisher nicht immer richtig beurtheilt habe.

(Fortsetzung folgt.)

Für's Haus.

Vom Baden. In der rechten Benutzung des Badens in freien, fließenden Gewässern beruht ein großer Theil der Volksgesundheit. Jung und Alt sollte, wo es nur irgend möglich ist, in der wärmeren Jahreszeit wenn nicht täglich, so doch wöchentlich 2 bis 3 Mal baden. Namentlich aber sollte unsern Kindern, beider Geschlechter, die Wohlthat des Badens recht zugängig gemacht werden. In den Schulen sollte das Baden einen Theil des gymnastischen (Turn-) Unterrichts ausmachen.

Es kommt aber Alles darauf an, richtig zu baden und das Schwimmen damit zu verbinden. Eine vortreffliche Anleitung dazu ist die soeben bei H. Bruckner in Leipzig in 3. Auflage erschienene, von dem bekannten Leipziger Schwimmlehrer H. Ladebeck herausgegebene Schwimmschule, ein Lehrbuch der Schwimmkunst für Anfänger und Geübte, welches eigentlich in der Hand eines jeden Vaters, eines jeden Lehrers, überhaupt eines jeden Menschen, der es mit seiner und seines Nächsten Gesundheit wohl meint, zu finden sein sollte. Dieses vortreffliche Bade- und Schwimmbuch enthält die bis jetzt beste volksthümliche, mit vielen guten Instructionsbildern versehene Methode, in kurzer Zeit, unter Umständen sogar ohne Lehrer, das Schwimmen zu lernen; es enthält ferner Verhaltungsmaßregeln für die Rettung Ertrinkender oder Schiffbrüchiger und zuletzt giebt es eine vorzügliche Zusammenstellung von Baderegeln, die schon an und für sich das Buch zu einem werthvollen machen; denn durch diese knapp gefaßten Baderegeln, welche für jedes Kind verständlich gegeben sind, werden alle die nachtheiligen Folgen verhindert, welche ein falsch angewandtes Bad mit sich bringt. Außerdem ist aber auch dieses Bade- und Schwimmbuch jedem geübten Schwimmer zu empfehlen; er findet darin eine Menge der neuesten und besten sog. Schwimmkünste, welche jeden Kunstschwimmer erfreuen werden.

Schaffe sich darum Jeder dieses vorzügliche Volksgesundheitsbuch an, der Preis desselben ist 2 Mark.

Zur Bekämpfung der Hühneraugen. Wer mit solchen Peinigern behaftet ist und sich ihren Schmerzen entziehen will, sorge vor Allem für genügend weites, weiches Schuhwerk und vermeide die hohen Absätze, die Generalverderber aller Füße. Will man Hühneraugen wegbeizen, so darf man, so lange der entzündete Zustand dauert, überhaupt kein beengendes Schuhwerk tragen. Das Wegbeizen kann dadurch geschehen, das man die Füße mit warmem Seifenwasser wäscht und dann den Mittelpunkt des erweichten Hühnerauges mit rauchender Salzsäure oder Schwefelsäure behutsam betupft. Das gewöhnliche Fleisch des Fußes darf mit der Säure nicht berührt werden. Das Betupfen wiederhole man täglich 3—4 Mal und so 3—4 Tage hinter einander. Dann wird ein entzündeter Hof entstehen und endlich nach 8—10 Tagen das Hühnerauge abfallen. Uebrigens kann man das Hühnerauge auch durch öfteres Ausschneiden schmerzlos machen. Man sagt, daß ohne vorherige gründliche Erweichung der Haut durch ein lauwarmes Seifenfußbad, nicht geschnitten werden solle, Manche ziehen vor, das ganz trockene und harte Hühnerauge zu beschneiden. Zur Operation gehört eine sichere und geübte Hand, — weil man sonst Gefahr läuft, edlere Theile, wie die Knochenhaut oder gar das Gelenk, zu verletzen. Jedenfalls soll nur in ganz dünnen Scheibchen, und nur mit der Fläche, nie mit der Spitze des Messers geschnitten, und sofort damit aufgehört werden, sobald es nur rosig durchschimmert; — nie darf auch nur ein Tröpfchen Blut dabei fließen. Bei entzündeten Zehen, Fußgicht, oder im höheren Alter ist das Ausschneiden ganz und gar zu unterlassen. Ringe aus feinem Filz oder Schwamm aufzulegen, ist in einzelnen Fällen lindernd, oft aber verursachen diese Ringe erneuten Druck auf gesunde Partien der Füße. Man kann sich gut empfohlener Hühneraugen-Operateure, welche versprechen, das Uebel ohne zu schneiden beseitigen zu wollen, mit Vertrauen bedienen.

Allerlei Heiteres.

Ohne Zunamen. Aus Pest berichtet man folgende allerliebste Anekdote: Der bekannte ungarische Feuilletonist Dr. Agai redigirt unter dem Pseudonym „Forgó bácsi" (Onkel Forgo) eine Kinderzeitung: „Kis lap", welche in jeder ihrer Nummern ein leichtlösliches Räthsel zu bringen pflegt. Unter den Auflösern des Räthsels in der letzten Nummer befand sich auch eine kleine „Elisabeth", doch druckte Onkel Forgo diesen Namen nicht in der Reihe der Auflöser ab. Onkel Forgo geht mit seinen kleinen Lesern und Leserinnen sehr strenge in's Gericht, und wenn sie nicht Ordnung halten, wird er böse. So antwortete er der kleinen Elisabeth im Briefkasten des „Kis lap": „Du hast in Deinem Brief blos Deinen Taufnamen unterschrieben, deshalb habe ich Dich nicht in die Reihe der Auflöser aufgenommen." Daraufhin kam umgehend ein Brief folgenden Inhalts an die Redaction des „Kis lap":

„Lieber Onkel Forgo! Sie haben mich sehr betrübt, weil Sie meinen Namen nicht unter den übrigen Auflösern genannt haben. Sie meinten, es wäre unmöglich gewesen, weil ich blos „Elisabeth" und sonst nichts unterschrieben hatte! — Du mein lieber Gott! Kann ich denn dafür, daß ich blos einen Taufnamen besitze? Wenn dieser nicht genügt, dann bitte ich Sie, lieber Onkel Forgo, mir einen guten Rath zu geben, was ich thun soll, denn wenn ich die Räthsel löse, so möchte ich auch, daß sich mein Name unter den übrigen Auflösern befinde. Achtungsvoll Ihre treue Freundin des „Kis lap"

Reichenau, am 30. Mai 1885. Elisabeth."

Diesem Briefe war eine Adreßschleife beigeschlossen, mit welcher die letzte Nummer des „Kis lap" nach Reichenau gegangen war. Sie trug die folgende Adresse: „Ihrer kaiserl. und königl. Hoheit Frau Erzherzogin Elisabeth, Villa Wartholz, Reichenau, Niederösterreich." Der hier wiedergegebene Brief hat also die kleine, siebenjährige Erzherzogin Elisabeth, die Tochter des Erzherzogs Karl Ludwig zur Verfasserin und sie ist die Auflöserin des Räthsels.

Ein Teufelsjunge. Aus dem Leben Ferdinand von Schills reproducirt das Berliner Tageblatt nachstehende hübsche Erinnerung: Ferdinand von Schill, der gefeierte Führer der Freischaaren gegen Napoleon, wurde als junger Offizier — er zählte noch nicht 22 Jahre — eines Tages mit seinem Vater, dem Generalmajor v. Schill, zu einem Balle geladen, den der russische Gesandte in Berlin gab. Nach der Tafel wurde für die älteren Gäste Bank aufgelegt, an der sich insbesondere auch der Generalmajor eifrig betheiligte. — Der junge Schill war ein großer Verehrer der Damen. Mit Leidenschaft widmete er sich dem Tanze, und bald hatte ihn die Tochter des Gesandten, eines der schönsten Mädchen des damaligen Berlin, derart gefesselt, daß er den ganzen Abend nicht von ihrer Seite wich. Eben hatte er sie wieder um den nächsten Contretanz gebeten und auch ihre Einwilligung erlangt, als sein Vater ihn plötzlich zu sich rief. „Ferdinand," sagte der Alte, ohne viel Rücksicht auf die junge Dame zu nehmen, „ich habe soeben eine Meldung erhalten, die mich zwingt, die Gesellschaft auf eine Stunde zu verlassen. Nun bin ich da bei dem Spiele im Nebenzimmer stark betheiligt, geh' also und nimm dort meinen Platz ein." — Ferdinand versuchte Einwände, doch statt jeder Antwort nahm ihn der General beim Arm und schob ihn in das Spielzimmer. — Schon nach zehn Minuten kehrte der General in den Saal zurück, noch unterwegs hatte er die Meldung empfangen, die Sache sei bereits in Ordnung, sein Kommen nicht mehr nöthig, und wie erstaunt er, als er seinen Sohn nicht, wie erwartet, im Spielzimmer, sondern in einer Ecke des Tanzsaals in eifriger Unterhaltung mit einer Dame erblickt. „Du hier? und nicht auf meinem Platze im Spielzimmer?" — „Das Spiel ist aus." —Fragend sieht der Alte den Sohn an. — „Ja, sieh, ich hatte gerade, als Du mir befahlst, für Dich zu spielen, eine Dame für den nächsten Tanz engagirt. Ich beschloß deshalb, die Sache kurz zu machen. Schon nach der zweiten Taille rief ich: va banque! und . ." „Und?" fragte athemlos der General. — „Und sprengte die Bank. Das Geld habe ich einstweilen Deinem Freunde, dem Major v. R. übergeben. Doch jetzt erlaube, meine Dame wartet." — Schnell, ohne eine Antwort abzuwarten, eilte er davon. — „Teufelsjunge," murmelte der Vater, „aber beim Spiel soll er mich doch nicht wieder vertreten."

Spiele und Denkaufgaben.

Arithmogryph von J. W. Petersohn.

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 eine Stadt in Deutschland, 2 1 9 3 1 6 9 einer der sechs Fastensonntage, 1 2 4 1 2 5 ein Salz, 6 1 7 5 10 9 ein französischer Dichter, 4 1 3 8 1 6 5 10 1 ein Frauenname, 7 1 6 1 7 1 2 2 1 ein römischer Kaiser, 3 1 6 9 10 3 eine Stadt in Italien, 8 9 5 10 6 5 7 8 8 9 5 10 9 ein deutscher Dichter.

Zwei Wortbild-Räthsel.

Halt Ed! N Z mit

a a a
a leicht a giebt Erde M'asse Raum.
a a a

* I * * * L *
* * *
W Urtheil H
* * *
* E * L * M *

Schach.

Redigirt von Johannes Minckwitz in Leipzig.

Aufgabe XLIII.

Von Fr. Dubbe in Rostock.

SCHWARZ

WEISS

Weiß zieht an und setzt in fünf Zügen matt.

Lösung der Schach-Aufgabe XLI.

1. d7—d8 S	b2—b1 S
2. L e3—a7:	f2—f1 S
3. K h4—h3:	Beliebig
3. S d1—c3 oder e3 ‡.	

Wortbild-Räthsel.

I.

Ver Tk R äfft E Nz Nz Ziel Nz Nz

II.

Arithmogryph.

1. Reihe ein Selbstlaut, 2. ein Grenzfluß Oesterreichs, 3. ein unglücklicher Königssohn, 4. ein berühmter Encyklopädist, 5. ein ausgezeichneter deutscher Physiker, 6. ein österreichischer Dichter, 7. eine Pflanze, 8. ein Familienname, der ungefähr so häufig ist wie „Müller", 9. Name eines großen Componisten, 10. eine fremdländische Kopfbedeckung, 11. ein Mitlaut.

Auflösungen der Räthselspiele in Nr. 42.

Des Arithmogryph von Ed. Hartmann:

Des Logogryph von Siebert:
Mutter. Liebe. Mutterliebe. Liebe Mutter.

Der Wortbild-Rätsel von Pospiech:
1. Einem ein X für ein U machen. 2. Viel Lärm um nichts.

Des Silben-Räthsels von A. v. Brehmer:
Rübezahl.

Der Wortbild-Räthsel:
1. Weinrebe 2. Agriculturinterresse.

Lösung der Scat-Aufgabe XXXIX.

Vorhand hat: Schellen-Junge, Grün-Ober, -Sieben, Schellen-Aß, -Neun, -Acht, Roth-Zehn, Eichel-Neun, -Acht, -Sieben. — Hinterhand hat: Roth-Aß, Grün-Aß, -Acht, Schellen-König, -Ober, -Sieben, Eichel-Aß, -Zehn, -König, -Ober. Im Talon liegt Roth-Neun, -Acht. — Vorhand zieht Roth-Zehn, Mittelhand Roth-Sieben, Hinterhand Roth-Aß. H.-H. zieht Eichel-Aß, V.-H. Eichel-Sieben, M.-H. Schellen-Zehn; H.-H. Eichel-Zehn, V.-H. Eichel-Acht, M.-H. Roth-Junge; M.-H. Eichel-Junge, H.-H. Schellen-Sieben, V.-H. Schellen-Junge, M.-H. Grün-König, H.-H. Grün-Acht, V.-H. Grün-Sieben, M.-H. Grün-Neun, H.-H. Grün-Aß, V.-H. Grün-Ober. Der Rest gehört der Mittelhand. Das Spiel ist mit 64 Augen gewonnen.

Correspondenz u. Fragenbeantwortung.

Ferd. P. in J. Ihrem Wunsche wird folgendes durch alle Buchhandlungen zu beziehendes Werk entsprechen: „Der Landwirthschaftslehrling. Ein wohlmeinender Rathgeber beim ersten Eintritt in den praktischen Wirthschaftsbetrieb für Oekonomie-Lehrlinge, deren Angehörige und die Lehrherren, nebst einer kurzgefaßten Anweisung zur Erlernung der Landwirthschaft. Von Dr. Eduard Birnbaum, Director der Landwirthschaftsschule zu Liegnitz." Dieses Buch soll „dem angehenden Landwirthe, insbesondere dem sogenannten Oekonomie-Eleven, gleichviel ob er aus einer landwirthschaftlichen Lehranstalt oder einer anderen Bildungsstätte hervorgegangen ist, einen Leitfaden an die Hand geben, der ihm bei seinem Eintritt in die Praxis belehrend zur Seite steht, der aber auch gleichzeitig geeignet ist, dem Lehrherrn bei der Ausbildung des Lehrlings als Anhalt zu dienen."

P. C. K. Mit dieser wunderbaren „Fischwitterung" und „Fischlockleuchtscheibe" scheint es nichts zu sein. Zwar machte ein „Chemiker Krause" in weit gelesenen Blättern bekannt, daß er „Fischwitterung", die Flasche zu 4 Mark zu verkaufen habe. Die Flüssigkeit locke die Fische in ganzen Schaaren herbei, welche blind auf den Köder beißen resp. in Netze und Reusen gehen. Ferner pries er an eine „Fischlockleuchtscheibe", welche — ohne Brennstoff zu erfordern, Jahrzehnte lang selbstleuchtend — ein Licht ausstrahle, das Fische und Krebse unwiderstehlich heranlocke. Nun machen aber Berliner Zeitungen kund, daß K. die von vielen Personen von Auswärts eingegangenen Geld-Sendungen für sich verwendet habe, ohne den Bestellern die bestellten und im Voraus bezahlten Waaren zu senden. Krause habe nur eine Schlafstelle und weder ein Laboratorium noch sonstige Einrichtungen zur Herstellung der annoncirten Artikel zum Fischen gehabt; er sei jetzt als Schwindler verhaftet worden.

N. N. in Bunzlau. Die Provinz Schlesien hat 3 828 605 Hektare nutzbare Fläche, davon 2 218 000 Hektare Ackerland und Gärten, 359 750 Hektare Wiesen, 77 125 Hektare Weiden, 1 172 930 Hektare Forsten; in Ganzen 95 Procent des gesammten Grundes und Bodens. Davon sind 189 700 Hektare Staats-Domänen und Forsten, 1 684 595 Hektare in 3256 Besitzungen Rittergüter oder (Privat-) Domänen, 73 530 Hektare selbstständige Gutsbezirke in 308 Besitzungen, 100 464 Hektare städtischer Landbesitz in 143 Stadtgemeinden, 1 779 316 Hektare bäuerlicher Besitz in 5743 Landgemeinden gleich 46 Procent des gesammten schlesischen Bodens.

F. Insfeld. Bisher galten beide Schreibweisen: „Kassel" und „Cassel", als richtig. Eine vor Jahren in dieser Stadt gehaltene Generalversammlung von Alterthumsforschenden Vereinen entschied sich für die Schreibweise mit „K". Neuerdings hat der Herr Oberpräsident für die Provinz Hessen-Nassau die Schreibweise mit „C" im amtlichen Verkehr angeordnet.

Peter H—horn. Condensed beer wird in luftleerem Raume destillirt und das anfangs (bis zur Verdampfung von 1/6 des Wassergehaltes) Abgedampfte, welches den Alkohol und die flüchtigen gewürzigen Stoffe enthält, für sich aufgefangen, der Rest des verdampfenden Wassers aber fortgelassen. Das alkoholische Destillat wird, nachdem das Bier auf 1/5 bis 1/6 seines Volumens eingedickt ist, wieder zu dem Syrup hinzugefügt und geklärt; man erhält nun eine Flüssigkeit, die mit Ausnahme von Kohlensäure alle Bestandtheile des gewöhnlichen Bieres, nur in starker Verdickung enthält.

Inhalt: **Wessen Schuld?** Roman aus der Gegenwart von O. Elster. (Fortsetzung.) — **Eine fremdländische Vogel-Colonie.** (Mit Illustration.) — **Die Frauen der Petersburger Gesellschaft.** Zeitroman von Wladimir Fürst Meschtschersky. (Fortsetzung.) — **Zwei im Walde.** Gedicht von Feodor Wehl. (Mit Illustration.) **Berliner in Heringsdorf.** Skizzen von der Seeküste. Von J. Moßkau. — **Marienbad.** (Mit Illustration.) — **Schloß Koppitz, seine Gärten, sein Park.** Von B. Fendler. — **Für's Haus.** — **Allerlei Heiteres.** — **Spiele und Denkaufgaben:** Schach, Räthsel. — **Correspondenz und Fragenbeantwortung.**

Verantwortlicher Redacteur Karl Teschner in Breslau. — Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Breslauer Sonntagsblatt.

Insertions-Preis 20 Pfg. die 4gesp. Konpareillezeile oder deren Raum. Abonnements-Preis Mk. 1,20 pro Quartal bei allen Postanstalten.

Beilage zu Nr. 43.

Breslau, Sonntag, den 26. Juli 1885.

Alleinige Inseraten-Annahme bei Rudolf Mosse, Breslau, Berlin, Leipzig, Stuttgart, sowie in allen übrigen Filialen.

Reichsgraf von Burghauß †.

Am 12. Juli 1885 beschloß der Königl. Wirkliche Geheime Rath und Kammerherr Friedrich Nicolaus Hermann Reichsgraf von Burghauß, Herr auf Laasan und Friedland, nach längeren Leiden, wie sie dem hohen Greisenalter selten erspart werden, durch Lungenschlag sein langes segensreiches Leben.

Wir bringen sein wohlgetroffenes Bild nach der Photographie, welche uns der theure Verewigte einst nebst eigenhändiger Unterschrift zur Verfügung stellte, unseren Lesern in Erinnerung und theilen nochmals die biographischen Nachrichten mit, womit mir seinerzeit das Bild begleiteten.

Der Reichsgraf von Burghauß war ein Edelmann im wahrsten und schönsten Sinne des Wortes, hochverdient um die Institutionen der Provinz Schlesien, ein Wohlthäter und Helfer der Nothleidenden und Bedrängten, durch drei Generationen ein leuchtendes Vorbild in allen Mannestugenden, hochgeschätzt von Allen, die ihn kannten, geliebt von Allen, die in seinen Diensten gestanden und seiner Obhut und Sorge anvertraut waren.

Friedrich Reichsgraf von Burghauß war geboren am 26. October 1796 zu Friedland in Oberschlesien, einem alten Besitzthum seiner Familie; er entstammte einem Geschlechte, dessen Name urkundlich bis zum Jahre 1020 zurückreicht. In letzterem Jahre verlieh Kaiser Conrad II. dem ältesten Sohne eines Grafen von Arensberg die bayerische Grafschaft Burghausen (im jetzigen Oberbayern). Später waren die verschiedenen Zweige der Familie in Oesterreich und Böhmen, seit 1335 in Schlesien ansässig und bekleideten hohe Aemter.

Sein Vater starb im Jahre 1811.

Als im Jahre 1813 der Ruf des Königs zur Erhebung gegen Napoleon erging, trat der siebzehnjährige Jüngling bei dem damaligen schlesischen National-Husaren-Regiment Nr. 7 ein und 1815 wurde er zu den Garde du Corps versetzt. Da aber auch sein älteren Brüder bis dahin mit Tode abgingen, so erbte er die Majoratsherrschaft Laasan, im Kreise Striegau, wozu heute als Antheile im Schweidnitzer Kreise auch Neudorf, Peterwitz und Saarau gehören. Er hielt es für seinen Beruf, die Bewirthschaftung der Güter selbst zu übernehmen, und erbat sich den Abschied aus dem Heeresverbande.

In seinem zwanzigsten Lebensjahre ernannte ihn sein König zum Kammerherrn. Im Jahre 1821 wurde er „Landesältester" im Kreise Striegau, im Jahre 1826 vermählte er sich mit Adelaide Gräfin Henckel von Donnersmarck aus dem Hause Neudeck. Seine beiden Kinder aus dieser Ehe, ein Knabe und ein Mädchen, starben im frühesten Alter.

Sein Vater hatte in Folge zunehmender Kränklichkeit und nach den großen Opfern, welche der Krieg 1806—7 erforderte, die früher umfangreichere Herrschaft Friedland veräußert, aber Reichsgraf Friedrich kaufte dieselbe zum größten Theile zurück und es gehören zu derselben gegenwärtig, außer Friedland, im Kreise Falkenberg die Güter Floste, Sabine, Neuvorwerk und Ellguth-Friedland.

Im Jahre 1836 wurde er zum Landschaftsdirector in den Fürstenthümern Schweidnitz und Jauer, im Jahre 1846 zum General-Landschafts-Director von Schlesien erwählt. Letzteres Amt bekleidete er mit Eifer und Ehren bis 1876, worauf er zum Ehren-Landschaftsdirector ernannt wurde.

Im Jahre 1842 gründete er den Landwirthschaftlichen Centralverein Schlesiens, dessen Präsident er bis zum Jahre 1884 geblieben.

Im Jahre 1847 entstand unter der Aegide des Grafen Friedrich die landwirthschaftliche Akademie zu Proskau, an deren Stelle später das landwirthschaftliche Institut der Universität Breslau trat. Später wurden die Ackerbauschulen zu Poppelau und zu Nieder-Briesnitz begründet, dann die Landwirthschaftsschulen zu Brieg und zu Liegnitz, die landwirthschaftlichen Winterschulen zu Neisse und zu Schweidnitz, und die anfangs in Sacrau eingerichtete, später nach Breslau verlegte Versuchsanstalt. Ferner rief der Centralverein unter des Grafen Burghauß Leitung Flachsbauschulen in's Leben, Einrichtungen für Verbreitung der Drainage, der Seidenzucht, des Karden-, Krapp-, und Tabakbaus, eine Lehrschmiede für rationellen Hufbeschlag, das landwirthschaftliche Wanderlehramt, die Centralcommission für das Genossenschaftswesen, Schafschauen, Zuchtviehmärkte, Thierschauen, Maschinenmärkte 2c. Mit dem Centralvereine verbanden sich durch Unterordnung: der Verein zur Unterstützung von Landwirthschaftsbeamten und der Schlesische Verein der Bienenzüchter.

Außerdem war er Vorsitzender des Comité der Schlesischen Provinzial-Victoria-National-Invalidenstiftung in Breslau, sowie Provinzial-Commissar bei der Blinden-Unterrichtsanstalt ebendaselbst.

Er erhielt die Würde eines Wirklichen Geheimen Raths mit dem Titel „Excellenz" und wurde mit dem Rothen Adler-Orden Großkreuz, dem Kronen-Orden I. Klasse, dem Hausorden von Hohenzollern Kreuz der Großcomthure, dem Orden der Johanniter-Rechtsritter, überdies dem Großkreuz des Herzoglich Braunschweigischen Hausordens Heinrichs des Löwen ausgezeichnet.

Der Wohlstand aller mit seinen Besitzungen Verbundenen lag dem nun Verewigten stets am Herzen.

Für drei nahe bei einander liegende Dörfer seiner Herrschaft Friedland, deren Kinder eine entfernte Schule besuchen mußten, gründete er eine katholische Schule und erbaute das Schulhaus.

In Friedland vollendete er das von seinem Vater bereits angebahnte Werk eines dort zu begründenden evangelischen Kirchen-Systems durch Erbauung einer Kirche, Ankauf eines Pfarrhauses, sowie den Bau eines Schulhauses und durch theilweise Dotirung des Pfarrers und des Lehrers.

Ebenso gründete er dort ein evangelisches Knaben-Rettungshaus durch Erbauung und Einrichtung eines Hauses zur Aufnahme von 24 Zöglingen und Dotirung des Gehalts des Lehrers. Ferner erbaute er dort ein Siechenhaus zur Aufnahme von 18 Siechen und dotirte dasselbe mit 54 000 Mark.

Auf der Herrschaft Laasan erbaute er in Saarau ein Krankenhaus zur Aufnahme von 18 Kranken, dotirte es mit 54 000 Mark und übergab es der Schlesischen Genossenschaft des Johanniter-Ordens.

Ferner in Peterwitz ein Siechenhaus mit der Einrichtung zur Aufnahme von 18 Siechen, welches er mit 60 000 Mark dotirte. Während seiner Amtsführung als Generallandschafts-Director gründete er bei dieser Behörde eine Stiftung für arme adelige Fräulein Schlesiens mit 102 000 Mark und erweiterte die von dem verstorbenen Wirklichen Geheimen Rath von Frankenberg bewirkte Stiftung für arme adelige Wittwen in Schlesien durch eine Dotation von 30 000 Mark.

Um bei der Feier der goldenen Hochzeit des deutschen Kaiserpaares seinen Gefühlen einen würdigen Ausdruck zu geben, vermehrte er die Dotirungen verschiedener seiner Stiftungen und zwar: a. des Knaben-Rettungshauses Bethesda in Friedland um 30 000 Mark, b. des Siechenhauses daselbst um 30 000 Mark, c. des Siechenhauses in Peterwitz um 30 000 Mark, d. die Dotation des Johanniter-Krankenhauses in Saarau um 15 000 Mark.

Bei der Blinden-Unterrichtsanstalt zu Breslau gründete er eine Freistelle mit 10 000 Mark für bildungsfähige Blinde aus den Dörfern seiner Herrschaften Laasan und Friedland.

Aber auch sonst that der Reichsgraf von Burghauß in ungezählten Fällen bis zu seinem Tode Gutes im Verborgenen, und so recht treffen bei dem Verewigten die Worte eines Nachrufs seiner Beamten von Friedland zu: „Ihm, der hier unzählige Thränen verschämter Armuth getrocknet, dessen eine Hand nicht wissen durfte, was die andere tausendfach Gutes gethan, ihm sei Gott der Herr ein gnädiger Vergelter!"

Er war der Letzte seines Stammes.

Schloß Koppitz, seine Gärten, sein Park.

Von B. Fendler.

Zu den schönsten Plätzen Schlesiens gehört gegenwärtig unstreitig das in Ober-Schlesien, im Kreise Grottkau gelegene, dem Reichsgrafen Hans Ullrich von Schaffgotsch gehörige Schloß Koppitz.

Nicht der eigenthümliche Reiz hoher Berge, nicht der Anblick unermeßlicher Abgründe und weiter Thalschluchten, nicht gewaltige Felsenwände sind es, welche Koppitz zu einem so reizvollen Platze gestalten, sondern von meisterlicher Künstlerhand geschaffene, anmuthige Landschaftsbilder der mannigfachsten Art, vereint mit kunstvollen Bauwerken, erregen hier unsere höchste Bewunderung. Ueberall, wohin das Auge schaut, sind die verschiedensten Pflanzengruppirungen harmonisch zu einem zaubervollem Ganzen verwebt, und überwältigend ist der Eindruck, den das Gesammtbild auf uns macht.

Das Erste, was sich dem Blicke des Beschauers im Parke entgegenstellt, ist das prachtvolle, in altgothischem Style erbaute Schloß, der ständige Sommeraufenthaltsort seines Besitzers. Schon von ferne sieht man die vielen Thürme dieses Schlosses, die mit ihren Kreuzblumen in den blauen Aether hineinragen; steinerne Reliefs, die Ahnen des Schaffgotsch'schen Grafengeschlechts darstellend, und phantastische Köpfe zieren in großer Menge die Seiten und Ecken des Schlosses. Vor seiner nach Westen gerichteten Langseite wie vor seiner Südseite breiten sich dem Styl des Schlosses angemessene, aus Granitsteinen erbaute Terrassen aus, in deren Mitten mächtige Fontainen ihre Wassermassen in die mit Löwenreliefs geschmückten Bassins hinabplätschern lassen, rings umgeben von den herrlichsten Teppichbeeten, die, gleichfalls dem Style des Schlosses angemessen, auf dem kurz geschorenen, frischgrünen Rasen wie eine feine Stickerei den ganzen Platz bedecken. An diese westliche Terrasse schließt sich ein künstlich angelegter, seeähnlicher Teich, aus dem sich zwei mit großen uralten Bäumen und dichten Sträuchern bewachsene Inseln emporheben. Das Ufer des Teiches ist ringsherum mit den verschiedenartigsten Laub- und Nadelhölzern bepflanzt, welche in buntem Kranze um den Teich ein harmonisches Farbengemisch bieten, das sich in der klaren Welle deutlich wiederspiegelt. Inmitten dieser am Rande stehenden Laub- und Nadelhölzer sieht man einen in chinesischem Styl kunstvoll gebauten Kiosk, der mit den buntesten Malereien reich verziert ist.

Hinter diesem Teiche erhebt sich — dem Schlosse ein erhabenes Gegenbild — auf einer künstlichen Anhöhe das stattliche Victoria-Denkmal. Goldstrahlend ragt hoch in die Luft die hehre Victoria, in der ausgestreckten Rechten einen goldenen Lorbeerkranz haltend, getragen von einer respectablen Granitsäule, an deren hohen Fundament der Zweck dieses Denkmals, der Name seines Gründers Hans Ullrich Graf Schaffgotsch und die Namen der 1870/71 gefallenen koppitzer Krieger verzeichnet stehen. Unbeschreiblich schön ist ein Blick vom Balkon des von prachtvollen Teppichbeeten umgebenen Schlosses über den wohlgepflegten, durch Schwäne, wilde Enten und ägyptische Gänse reich belebten Teich nach diesem Denkmal, in dessen Hintergrunde sich ein dichter Wald hoher Bäume erhebt, und fast glauben wir beim Anblick dessen ein Stück von jenem herrlichen Zauberreiche zu sehen, welches uns in unserer frühsten Jugend das Märchen so verlockend schilderte.

Begeben wir uns in das Innere des großen, überall von sorgfältigster Pflege ein beredtes Zeugniß ablegenden Parkes, so finden wir Merkwürdiges und angenehm Ueberraschendes aller Art fast auf Schritt und Tritt. Da ragt von weiter Ferne aus einer großen Collection hoher Kiefern und Edeltannen, aus altem Gemäuer eine hohe Ruine empor, von deren Höhepunkt herab man einen herrlichen Ueberblick über den ganzen Park genießt. Da winkt auf der Anhöhe einer in einen kleinen Teich hineinragenden Landzunge ein weinumrankter Pavillon zu kurzer Einkehr, dort laden in einem lauschigen Plätzchen Tisch und Stühle zu kurzer Rast; hier wenden ein Rehlein, dort ein Gemsbock, hier ein Reiher, dort ein Storch und viele andere naturgetreue Imitationen mitten in einer schönen Parkgruppe plötzlich unsere Aufmerksamkeit auf sich und halten uns eine Zeitlang in ungewisser Spannung darüber, ob der Gegenstand unserer Betrachtung Natur oder Nachahmung sei. Hier stehen wir wiederum am Ufer eines kleinen Teiches mit hochgehender Fontaine, dort spielt vor uns rauschend ein kleiner Wasserfall, da gebietet uns abermals einer jener mächtigen Eichenstämme Halt, deren wir bereits mehrere im Umfang von 20—22 Fuß getroffen haben. Ueberall finden wir, auf den äußerst sauber gehaltenen Parkwegen dahinschreitend, neue überraschende Erscheinungen und dabei beständig eine reiche Abwechslung in angenehmen Fernsichten. Dort schimmert am Ende des Parks durch eine scheinbar kleine Oeffnung desselben ein fernliegender Kirchthurm hindurch, da erhebt sich mitten zwischen grünen Bäumen ein blaues Wolkenmeer, das sich bei klarem Wetter als das Neisser Gebirge deutlich erkennen läßt. — Von dem abwechselungsreichen Park aus gelangen wir in das eigentliche Reich der ewig grünenden und blühenden Flora. Vor der östlichen Langseite des Schlosses liegt ein außerordentlich gutgepflegter Rasenplatz, der von zwei pyramidal aufsteigenden Coniferen-Gruppen bepflanzt ist und an welchen das mit dem Schloß in Verbindung stehende Palmenhaus grenzt. An der dem Schlosse zunächst liegenden Seite dieses Rasenplatzes hebt sich eine aus den verschiedensten Teppichpflanzen musterhaft zusammengesetzte, breite Teppichrabatte empor, in der wir ein zusammenhängendes Gewebe altgothischer Muster ganz deutlich wahrnehmen können; die beiden anderen frei liegenden Seiten dieses Platzes schließt eine imposante Reihe der erst jüngst neugeschaffenen erhöhten Teppichbeete ab. Hohe, mit Mosaik ausgelegte Reliefsiguren glaubt man beim ersten Anblick dieser erhöhten Beete zu sehen, welche aus dem plüschartigen Rasenteppich wunderbar hervorwachsen.

Dieser prachtvolle Rasenplatz bildet einen würdigen Vorplatz zu dem großen Kuppelgebäude, welches die seltensten Pflanzenschätze fremder Erdtheile, namentlich die Fürsten der Pflanzen, die Palmen, enthält. Wer kann sie alle zählen, die so verschieden geformten Wundergebilde der Tropennatur! Hier die Riesenpalmen, darunter eine Fächerpalme, welche den 50 Fuß hohen Vorderraum dieses Hauses allein ausfüllt, dort hochragende Farrenbäume, Cicadeen, Yuccas und viele andere seltene Kinder des Südens, und wie außerhalb die rankende Clematis sich hinanwindet an dem Drahtspalier, so rankt sich der Philodendron hoch hinauf an den eisernen Säulen des Palmenhauses, und inmitten einer werthvollen Coniferen- und Palmengruppe sendet eine Fontaine ihre reichen Wassermassen bald in zahllosen feinen, bald in stärkeren Strahlen in das breite Bassin hinab. Vom Palmenhause führt ein schattiger Weg über eine Insel nach der Wohnung des Gartenintspectors, vor der sich der andere Theil des Prunkgartens ausbreitet. Dieser Theil ist das beste Aushängeschild seines Schöpfers! Ein unbeschreiblicher Farbenreichthum und eine vielseitige Formenpracht tritt uns hier in den mannigfaltigsten Beeten und Blumengruppen entgegen, dazu der Duft von einem daneben befindlichen Rosarium, das reich an jenen poesievollen Knospen und Blüthen ist, welche schon vor 3000 Jahren die Phantasie des persischen Dichters Hafis so mächtig angeregt haben. Diesem herrlichen Blumenstück gegenüber liegt wiederum ein großer Rasenplatz, der mit blühenden und grünenden Blumenbeeten und Pflanzengruppen geschmackvoll bepflanzt ist.

Haben wir all' die Schönheiten im Park staunend bewundert, all' die prachtvollen Kinder Floras, sowohl im zaubervollen Prunkgarten, wie in den reichhaltigen Gewächshäusern genossen, so suchen wir den Theil auf, in welchem Pomona so verlockend ihre Herrschaft führt. Da eröffnet sich ein unendlich langer Garten, dessen Wege von schön ge-

formtem Spalierobst begrenzt werden und welcher von zahllosen Bäumen aller Obstsorten angefüllt ist. Auf dem ersten Felde dieses Obstgartens erhebt sich eine lange Reihe von Treibhäusern, welche in die Erde gebaut sind und nur mit ihren spitz zulaufenden Glasdächern aus der Erde hervortreten. Hier kann man zu jeder Jahreszeit das interessante Treiben aller Frucht- und Gemüsearten beobachten, da aus diesen Räumen das ganze Jahr hindurch reife Ananasfrüchte, Gurken, Bohnen u. a. m. und bereits im Frühling reife Erdbeeren, Pfirsiche und Weintrauben geerntet werden. An diese Treibereien reiht sich zunächst ein Reservegarten, ein französischer und ein deutscher Obstmuttergarten, welche die vorzüglichsten Obstsorten enthalten, sowie die größte Mannigfaltigkeit in Formen und Schnitt zeigen und dem Obstzüchter ein reiches Feld zum Studium bieten. Verschiedene Wege führen von diesem Obstgarten nach allen Richtungen des Parks.

Nachdem wir unsere Schaulust durch die wirklich überwältigende Masse der Schönheiten und die Farbenpracht der zahllosen Pflanzen gestillt haben, und vielleicht auch körperlich und geistig ermattet sind, betreten wir einen jener Wege und gelangen nach dem an einem Ende des Parkes stehenden, im Schweizer-Styl erbauten Hotel, wo man in den schattigen Colonnaden Stärkung und Erholung finden kann.

Der Zutritt in den Park und die Gartenanlagen ist jedermann gestattet, und sicherlich wird jeder Besucher dieses schönen Ortes nicht nur völlig befriedigt davongehen, sondern noch lange den Eindruck, welchen all' die herrlichen Schöpfungen auf ihn gemacht haben, bewahren.

Ich und meine Pfeife.

Aus den Reise-Erlebnissen eines Weltwanderers. Von J. Cogho.

Alle Raucher wissen, daß jeder Stand, ja sogar das zarte Geschlecht Tabak raucht, daß dies fast überall in der weiten Welt geschieht, so sehr auch gegen die Sitte oder Unsitte des Tabakrauchens geeifert wird. Ich habe hiervon keine Ausnahme gemacht, mit dem Lord in dem stolzen England und mit den Buschmännern und deren Gemahlinnen im Süden des afrikanischen Continentes sozusagen um die Wette geraucht.

Ungezählte Pfeifen habe ich während meines dreißigjährigen Wanderlebens in allen Continenten wohl geraucht und war die Pfeife stets meine treue Begleiterin. Für die bescheidene Summe von sieben Schillingen hatte ich mir eine Briarwood-Pfeife gekauft, nach der Holzart benannt, aus welcher sie angefertigt worden war. Eine kurze, dauerhafte „Pipe", selbst beim Schießen bequem im Munde zu halten.

Mit Cavendish-Tabak gestopft, hielt mein Pfeifenkopf wohl zwei Stunden vor, und da ich auf meinen Wanderungen, Jagd- und Kriegszügen in Amerika und Afrika, wie in Australien und Ostindien fast immer hinreichend mit diesem Kautabak versehen war, so konnte ich mich bei sonstigen vielfachen Entbehrungen wenigstens dem Genusse des Rauchens nach Neigung hingeben, da dieser Tabak, feingeschnitten, auch hierzu geeignet ist.

Oft hat mir meine Pfeife den Hunger stillen helfen. Alle Jäger wissen, daß man selbst in wildreichen Gegenden oft genug nichts schießt. Sie vertrösten sich indessen auf eine gute Suppe, wenn sie Abends nach Hause kommen. Nun ja, das ist ganz schön! Wenn man aber in der Wildniß sich befindet, oft fünfzig und mehr Meilen von irgend einem Hause und Herde entfernt, da giebt es eben nichts zu beißen, wenn nicht das treue Rohr etwas geliefert hat. Gar manchmal ist es mir so ergangen und mußte mir in solchen Fällen eine in tiefer Waldeinsamkeit oder auf blühender, duftender Prairie geraucht Pfeife Tabak das Abendessen ersetzen, wobei ich wie Lenau dachte:

„Mein Pfeifchen traut,
Mir ist Dein Rauch
Voll duftender Narkose
Noch lieber als der süße Hauch
Der aufgeblühten Rose!"

Es ist interessant, zu beobachten, auf welche verschiedene Weise das Rauchen zuweilen betrieben wird. So habe ich in Süd-Amerika einen Indianerstamm angetroffen, der in Ermangelung von Tabakpfeifen es auf folgende Art ausübte. Es wurde an einer besonders harten Stelle des Erdbodens ein Loch, ungefähr 15 Centimeter tief und ebenso lang und breit gegraben und dasselbe mit Killikinik (Tabak, welcher von diesen Söhnen der Wildniß geraucht wird) angefüllt. In die Tabaksmasse wurden rings herum einige ausgehöhlte, lange und dünne Röhren schräg gesteckt und in dieser Lage festgehalten, bis, nachdem auf den Tabak einige glühende Holzkohlen gelegt worden, das Loch, mit Ausnahme einer kleinen Zugöffnung, überbaut worden war. Die Tabaksfreunde zogen dann, sich ablösend, aus den Röhren den Rauch ein, indem sie um das Loch herumhockten. Ein noch einfacheres Verfahren habe ich bei einem anderen kleinen Stamme von Wilden in Afrika wahrgenommen. Diese steckten in angefeuchteten Erdboden einen halbkreisförmig gebogenenen grünen Zweig, dessen beide Enden hervorstanden. Dann kneteten sie die feuchte Erde an den Zweig fest, den sie vorwärts und rückwärts zogen, bis sich ein Loch gebildet hatte. Nachdem sie den Zweig weggezogen, erweiterten sie das eine Ende mit den Fingern, so daß eine Art Kopf entstand, zur Aufnahme des Tabaks. Dieser wird nun in den Kopf gestopft und angezündet und der Raucher zieht, knieend und auf den Handflächen ruhend, den Tabaksrauch ein, indem er seine Lippen unmittelbar mit der Oeffnung an dem Ende des dünneren Canals in Berührung bringt. So fertigt sich jeder Einzelne seine Pfeife und raucht, bis er betäubt wird, indem er durch die Nasenlöcher den Tabaksrauch ausströmen läßt, während seine Augen dabei reichlich Thränen vergießen. Zuweilen dient eine solche Pfeife auch einer ganzen Gesellschaft, welche sich beim Rauchen ablöst.

Wie erwähnt, war meine Pfeife die beständige Begleiterin meiner Person, wenn nicht unvorhergesehene Ereignisse uns zeitweise trennten. Ich ließ sie, mit Ausnahme der Schlafens- und Essenszeit, wo sie aber unmittelbar neben mir ruhte oder hing, selten, selbst auf meinen Jagden nicht, ausgehen, wenn ich auf diesen nur guten Wind hatte und alle sonstige Vorsicht beim Rauchen dabei beobachten konnte. Bei alledem geschah es dennoch zuweilen, daß ich mit meinem alten Kameraden, wenn auch nur auf kurze Zeit zumeist, auf kaltem Fuße stand.

Einen solchen Fall will ich jetzt erzählen.

Es war in Mexico, wo ich Anfangs der sechsziger Jahre unserer Zeitrechnung auf einer Hacienda die Gastfreundschaft des liebenswürdigen Besitzers derselben einige Monate hindurch genoß und in der wildreichen Gegend meiner Jagdlust nachgehen konnte.

Der Eigenthümer der „Hacienda del Portrero" war ein Deutscher, welcher eine bedeutende Kaffee-Plantage bewirthschaftete, auf der 50 000 Bäume gezogen wurden. Von diesen gaben einige bei der vortrefflichen Pflege auf die Dauer von vierzig Jahren eine Ernte von ebenso vielen Pfunden jährlich. Es ist dies ein hoher, guter Ertrag, da die Kaffeebäume, welche sich in Pflege der Mexicaner befanden, selten mehr als zehn Jahre Frucht trugen.

Die Gattin des Besitzers war eine geborene Mexicanerin, von großer Schönheit, wie man sie häufig bei den Frauen dieses Landes antrifft, und mit dem Feuer, welches die Töchter desselben auszeichnet, begabt. Sie sprach nur spanisch und nahm mit aller Lebhaftigkeit Antheil an den Jagd-Excursionen, die ihr Gatte und ich von Zeit zu Zeit unternahmen und welche sich zuweilen darauf beschränkten, daß wir uns früh und Abends auf Anstand begaben, um einen Hirsch für die Küche zu schießen.

Von größeren Raubthieren hatte man seit längerer Zeit in der Umgegend nichts gespürt und dachte ich nicht im Entferntesten daran, als ich mich eines Abends nur mit meiner einläufigen Kugelbüchse auf Anstand begab, daß mir ein Zusammentreffen mit einem solchen bevorstehen könnte.

Ich saß, durch dichtes Unterholz gut gedeckt, an einem Bergwasser, zu dem das Wild, um seinen Durst zu löschen und sich zu kühlen, zu kommen pflegte, umgeben von wilder Urwalds-Scenerie. Die Sonne stand bereits tief und beleuchtete mit schrägen Strahlen die Baumgipfel und stellenweise die umstehenden Felsen und das Wildwasser.

Bereits war einige Zeit verstrichen, während welcher ich, kleine Züge aus meiner Pfeife thuend und die Umgebung scharf beobachtend, meinen Platz inne hatte. Der Tabak in meinem Pfeifenkopfe war fast ausgebrannt und ich eben Willens, so geräuschlos als möglich diesen wieder zu stopfen, als plötzlich, wie aus der Erde gewachsen und nur vierzig Schritte von mir entfernt, ein prächtiger Jaguar vor mir stand. Die Seltenheit seiner Erscheinung in hiesiger Gegend, sein geräuschloses Nahen, der Gedanke an die Chancen, welche ich, allein auf mich angewiesen, für und wider in einem Kampfe mit diesem Gegner hatte, Alles dieses versetzte mich in eine Aufregung, welche mehr oder weniger jedem Jägersmann bekannt ist, der in unmittelbarer Nähe große und gefährliche Raubthiere vor sich sah, und ich dachte jetzt an alles Andere, nur nicht daran, meine Pfeife wieder zu stopfen.

Vor mein Auge trat mit all' ihren Schrecken eine in diesem Lande in der Wildniß verlebte Mondnacht, in welcher eine furchtbare Hochzeit-Gesellschaft von Jaguaren sich weniger zu Spiel und Tanz, als zu blutigem Ringen um mich bewegte und ich es nur einem glücklichen Zufall verdankte, daß die Bestien mich nicht entdeckten und zerrissen.

Auch in jener Mondnacht war mir meine Pfeife zeitig ausgegangen und ich dachte nicht daran, sie wieder anzuzünden. Als ich am nächsten Tage einem alten Jäger mein Abenteuer erzählte und an ihn die Frage stellte, was wohl aus mir geworden wäre, so ich geschossen, antwortete dieser mir: „Dann wären Sie heute im Lande der Todten!"

Diese Mahnung, welcher der mexicanische Jäger die Erzählung eines seinerseits mit einem einzelnen verwundeten Jaguar bestandenen Kampfes beifügte, in dem er einen Doppelbruch des linken Armes und sonstige schwere Wunden davongetragen und nur durch den Beistand eines Freundes gerettet wurde, diese Mahnung kam mir wieder in den Sinn.

Der Jaguar stand eine kurze Zeit beinahe breit vor mir, doch nicht so, daß ich es wagen durfte, einen Schuß auf ihn abzugeben. Sein prächtiges gefleckes Fell wurde von der Sonne beleuchtet. Er dehnte und streckte die kräftigen Glieder, öffnete gähnend den gewaltigen Rachen und zeigte dabei sein mächtiges Gebiß. Fast geräuschlos legte er hierauf die wenigen Schritte, welche ihn vom Wasser noch trennten, zurück, stillte den Durst und legte sich endlich am Bache nieder.

In solcher Situation und Spannung hört der sich unbeweglich verhaltende Jäger auch das leiseste Geräusch. Das Fallen eines kleinen Steinchens, von dem Tritte des Thieres losgerissen, gewinnt für ihn eine Bedeutung.

Wie der Jaguar (von den Mexicanern „El Tigre real“ genannt) so dalag, den Kopf mit dem starken Gebiß hob und in die Sonne verdrießlich blinzelte, glaubte ich deutlich aus seiner Miene den Wunsch herauslesen zu können, das leuchtende Tagesgestirn möge sich beeilen zu sinken und der rasch hereinbrechenden Finsterniß Platz machen, unter deren Schutze er seinem blutigen Handwerke besser nachgehen könne.

So nahe das Thier mir auch war, die Entfernung erschien mir immer noch zu groß, um mit Sicherheit einen Schuß anbringen zu können, der das Raubthier augenblicklich kampfunfähig machen mußte. Auch war die Lage desselben nicht günstig genug für mich, denn ich hatte seinen Kopf weder ganz breit, noch voll vor mir und nur auf diesen allein hätte ich überhaupt zielen können.

Wenn man in Deutschland auf Anstand einen Hasen, Rehbock oder Hirsch ungünstig für den Schuß vor sich hat, so geschieht es wohl, daß man durch leises Pfeifen die Aufmerksamkeit des Thieres unter Umständen zu erregen und dasselbe zu veranlassen versucht, sich, wenn auch nur auf Augenblicke, in einer zum Schusse günstigen Stellung dem Auge des Waidmannes zu zeigen.

Ich zögerte daher, den Kampf zu beginnen, wußte ich doch, daß alsdann an eine Aussöhnung zwischen uns nicht zu denken war und nur der Tod oder die vollständige Kampfunfähigkeit des Jaguars mich aus der gefährlichen Lage erretten konnte. Ich hatte nur über einen Schuß zu verfügen, zu einem zweiten würde mir mein Gegner schwerlich Zeit gelassen haben und andere Hilfe war fern. Am wenigsten hätte mir mein sonst so anhänglicher Kamerad, meine Tabakpfeife helfen können. Sie lag, selbst hilflos, neben mir im Grase und mein Blick streifte sie ab und zu, als wollte er sich hier Rath holen, was zu machen, bei ihr, die so oft schon meiner Denkkraft Beistand geliehen. Doch war ich weit entfernt davon, nach ihr zu greifen, und hütete mich, das geringste Geräusch zu machen.

Auf einmal erhob sich der Jaguar und jetzt hatte ich seinen dicken Kopf gerade vor mir. Ich zielte scharf zwischen seine Augen, als das Thier sich wieder wandte und ehe sich mir die Gelegenheit zu nochmaligem günstigen Zielen bot, rasch und lautlos, wie er erschienen, in dem dichten Unterholze verschwand. Was die Veranlassung seines Aufbruches war, ist mir ein Räthsel geblieben. Kein Geräusch konnte ihn beunruhigt oder sonst dazu veranlaßt haben. Es herrschte vollständige Stille im Walde, wenigstens für mein Ohr. Höchst unzufrieden mit dem Verlaufe der Begebenheit machte ich mir Vorwürfe, nicht früher, als das Raubthier am Wasser lag, geschossen zu haben, und doch sagte mir die Vernunft, ich hätte richtig gehandelt.

Ueber das Erlebniß nachdenkend, schlug ich einige Zeit nach dem Verschwinden des Jaguars den Heimweg ein und gelangte nach ungefähr achthundert Schritten auf einen nach der Hacienda führenden, durch den Wald eine Strecke Weges angelegten Fahrweg.

Die Nacht war hereingebrochen, die Sterne leuchteten über mir, doch war es im Walde ziemlich dunkel. Ich begann bedachtsam meine Pfeife zu stopfen, langte Stahl, Feuerstein und Schwamm heraus und schlug rasch und kräftig Feuer.

Das Feuerzeug functionirte so vortrefflich, daß ein Regen von Funken ihm förmlich entströmte In diesem Augenblick ließ sich links seitwärts von mir, in dem den Waldweg einsäumenden Unterholze ein katzenartiges Fauchen vernehmen, und den Hahn meiner Büchse blitzschnell spannend, sah ich einen großen Thierkörper, welcher nur dem Jaguar angehören konnte, mit einem Satze in dem Gebüsche verschwinden. In nicht geringer Besorgniß beeilte ich mich, den Saum des Waldes zu erreichen, und machte erst Halt, als ich schon nahe der Kaffee-Plantage war. Die gräuliche Katze mußte meinen Tritt gehört haben und mir nachgeschlichen sein. Sie hatte mich vielleicht eine Zeit lang begleitet dann aber durch die beim Feuerschlagen erzeugten Funken wohl erschreckt, von der Verfolgung abgelassen. So war der Umstand, daß ich meine Pfeife bei mir hatte und in Brand setzen wollte, vielleicht die Veranlassung zu meiner Lebensrettung. Tief aufathmend, suchte ich nun von Neuem bei meiner Pfeife Beruhigung. Doch, was war das? Ich fühlte in allen Taschen nach, vergeblich! Mein Feuerzeug war und blieb verschwunden. Ich mußte es beim Spannen der Büchse fallen gelassen haben. Allein unter diesen Umständen zurückzukehren war ich keineswegs Willens, auch würde das Nachsuchen bei der Dunkelheit ein befriedigendes Resultat schwerlich ergeben haben. So mußte ich also die ersehnte Pfeife Tabak noch weiter entbehren.

In die Hacienda zurückgekehrt, empfing mich die Frau des Hauses, die Hände verwunderungsvoll zusammenschlagend, mit dem aus ihrem lieblichen Munde doppelt reizend klingenden Spanisch: „Mira que? Usted han venido sin su pipa, Sennor? Debe ser una cosa muy extraordinario! Digame la historia!“ („Was sehe ich? Sie kommen ohne Ihre Pfeife zurück, mein Herr? Da muß ja etwas Außerordentliches sich ereignet haben! Erzählen Sie die Geschichte!“)

Ich berichtete mein Abenteuer, was mit Interesse entgegengenommen wurde. Doch mußte ich, sobald ich mich in der nächsten Zeit auf Anstand begab, von den schönen Lippen der Dame mehrmals die zwar mit reizendem Lächeln, aber auch mit nicht zu verkennender Ironie gethane Frage vernehmen: „Usted va matar el tigre esta noche, Signor Cogho?“ („Sie gehen diese Nacht den Tiger tödten, Herr Cogho?“)

Bei dieser Frage empfand ich jedesmal einen Stich im Herzen, wiewohl ich mich bemühte, dabei ebenso liebenswürdig zu lächeln wie die bezaubernde Herrin des Hauses, und ich nahm mir fest vor, ein anderes Mal auf den Jaguar zu schießen, auch dann, wenn sich die Gelegenheit hierzu nicht von der günstigsten Seite bieten sollte. Doch kam ich nicht mehr in diese Lage, denn wiewohl ich wiederholt die alte Anstandsstelle besuchte, das Raubthier erschien nicht wieder.

Bald hatten auch meine Jagd-Excursionen in Mexico überhaupt ein Ende. (Fortsetzung folgt.)

Schlesisches.

Personal-Chronik. Breslau. Am 5. Juli verschied in Berchtesgaden nach langen schweren Leiden der königl. Militär-Intendant des VI. Armeecorps, Friedrich Wilhelm Bergmann. Derselbe war geboren am 6. August 1824 zu Unter-Neusulza im Herzogthum Sachsen-Meiningen, der Sohn des Bergraths Gottlieb Bergmann. Er besuchte vom Jahre 1838 bis zum Jahre 1845 nacheinander die Gymnasien zu Pforta, Naumburg und Halle a. d. S. und bezog im letzterwähnten Jahre die Universität Jena, um sich dem juristischen Studium zu widmen. Das akademische Triennium beendigte er im Jahre 1848 zu Berlin. Im Herbste des Jahres 1848 wurde er Auscultator, im April des Jahres 1850 Appellationsgerichts-Referendar, im Juni des letzteren Jahres Intendantur-Auscultator und im Juli 1853 Intendantur-Referendar bei der Intendantur des III. Armeecorps. Nachdem er dann im Juni 1855 zum überzähligen Intendantur-Assessor bei der Intendantur des IV. Armeecorps, und 2 Jahre später zum etatsmäßigen Assessor bei der Intendantur des VI. Armeecorps befördert worden war, erfolgte seine Ernennung zum Intendanturrath im Februar des Jahres 1861. Als Rath fungirte er nach einander bei den Intendanturen des VI., II., XIV. und VII. Armeecorps. Am 31. Juli 1873 wurde er mit der Wahrnehmung der Geschäfte eines Intendanten des VII. Armeecorps beauftragt und am 18. April des nächstfolgenden Jahres zum Militär-Intendanten des eben genannten Armeecorps ernannt. Seine Versetzung nach Breslau als Militär-Intendant des VI. Armeecorps erfolgte im November 1876 und in dieser Stellung verblieb er dann bis zu seinem Tode. Im Jahre 1863 war er an die polnische Grenze als Verpflegungs-Commissar der 4. Division abcommandirt. Im Jahre 1866 war er als Corpsrath bei der Feldintendantur des II. Armeecorps thätig. Den Feldzug von 1870/71 machte er als Feldintendant des II. Armeecorps mit. Für seine Thätigkeit im Kriege von 1866 wurde ihm im nächstfolgenden Jahre der Rothe Adlerorden vierter Klasse verliehen; im französischen Kriege erhielt er das Eiserne Kreuz zweiter Klasse am weißen Bande. Den königlichen Kronenorden dritter Klasse erhielt er im Jahre 1876, den Rothen Adlerorden dritter Klasse mit der Schleife 1879, den königlichen Kronenorden zweiter Klasse 1882. Auch fremdländische Orden wurden ihm zu Theil. — Brieg. Hier verschied am 6. Juli der königliche Kreisgerichts-Kanzlei-Director, Ehrenmitglied des Nationaldankes für Veteranen, Ritter 2c. Hofrath Karl Friedrich August Krätzig, im Alter von 88 Jahren 6 Monaten. 1813/14 Freiwilliger im 1. Detachement des 1. Regiments Garde zu Fuß, 1815 Oberjäger im Detachement des Füsilier-Bataillons 4. Ostpreußischen Infanterie-Regiments, sodann Lieutenant im 18. Landwehr-Regiment 2. Bataillon (Wohlau), ist er wohl einer der letzten Veteranen aus der großen Zeit der Befreiungskriege.

Breslau. Am 5. Juli fand zu Stettin die diesjährige Stettiner Ruderregatta statt, an welcher sich aus Breslau die „Wratislavia“ und der „Erste Breslauer Ruderverein“ betheiligten. Es fanden im Ganzen 9 Rennen statt. An vieren derselben betheiligten sich die Breslauer Vereine, und von diesen vier Rennen endigten diejenigen drei, bei denen die Breslauer „Wratislavia“ mitlief, mit dem Siege der letzteren. Im Rennen für zweiruderige Dollenrennboote kämpfte „Wratislavia“ mit der Stettiner „Vineta“. Wratislavia siegte mit 5 Secunden Vorsprung. Bei dem Rennen für einruderige Ausleger-Rennboote gab die Stettiner „Germania“ unterwegs die Fahrt auf. Es rannten nur die Breslauer „Wratislavia“ und der Stettiner „Sport“; Sieger blieb die „Wratislavia“ (Castillon). Beim vierruderigen Dollenrennen lag der Kampf zwischen der Stettiner „Germania“ und der „Wratislavia“. Letztere siegte mit 9 Secunden Vorsprung.

Herrnstadt hört mit dem 1. April 1886 auf, Garnisonstadt zu sein; die 1. Escadron des Ostpreußischen Kürassier-Regiments Nr. 5 wird an diesem Zeitpunkte nach Polnisch-Lissa verlegt. Herrnstadt ist seit dem Heimfall an Preußen stets Garnisonstadt gewesen.

Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Portraits-Radirungen berühmter Schlesier.

Ernst Dohm. Gustav Freytag. Hermann Hettner. Karl von Holtei. Heinrich Laube. Adolf Menzel.

a) **Große Ausgabe** — extrafein auf Chinois-Papier Format 38:44 cm — à M. 1.50.

b) **Kleine Ausgabe** — Format und Ausstattung wie in „Nord und Süd“ — à M. 1.—.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Verantwortlicher Redacteur Karl Teschner. — Für den Inseratentheil verantwortlich Rudolf Mosse. — Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.